1,60 DM / Band 226
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

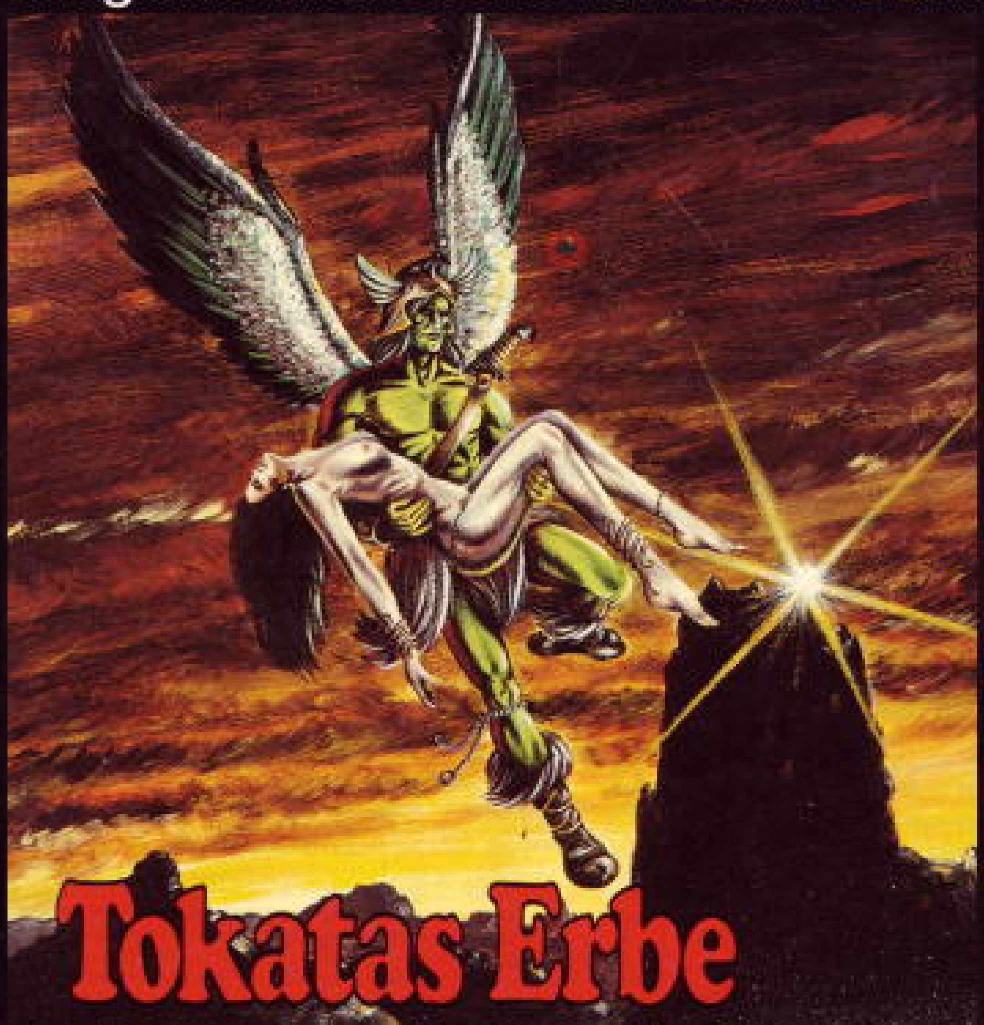
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Tokatas Erbe

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Tokatas Erbe

John Sinclair Nr. 226

von Jason Dark

erschienen am 02.11.1982

Titelbild von Montana

Sinclair Crew

Tokatas Erbe

Der Wind war zu einem furchtbaren Wirbelsturm geworden, der wie mit gewaltigen Händen über die gigantische Wasserwüste fuhr und die Wellen zu wahren Bergen hoch peitschte. Dieser Wirbelsturm tobte sich über dem nördlichen Teil des Japanischen Meeres aus.

Zahlreichen Inseln brachte er die große Verwüstung. Auch eine ganz bestimmte Insel wurde von dem Sturm nicht verschont. Es war ein Eiland, das die Menschen mieden, sie hatten ihm deshalb einen bestimmten Namen gegeben.

Insel des Schweigens!

Sie war einmal bewohnt gewesen.

Nach einem irren Plan der Regierung hatte man auf der Insel Hochhäuser errichtet, um dem Bevölkerungsproblem Herr zu werden. Doch die Menschen hatten es nicht lange ausgehalten. Zu Mord und Totschlag war es gekommen, zudem warnten weise Männer vor dem Fluch der Insel, denn sie war vor langer Zeit ein Hort der Dämonen gewesen und ein Kampfplatz für die Mächte der Finsternis. Auf der Insel des Schweigens hatten sie ihre Auseinandersetzungen bis zum bitteren Ende ausgetragen. Nachdem die Menschen die Insel verlassen hatten, wollte man sie trotzdem nicht ungenutzt lassen.

Ein Zuchthaus wurde gebaut. Ein Komplex des Schreckens. Wer hier einmal einsaß, der kam lebend kaum wieder weg.

Doch die Magie schlief nur. Sie schlummerte im Innern der Insel. Was vor urlanger Zeit einmal gesät worden war, drang wieder an die Oberfläche, denn niemand hatte vergessen, daß auf der Insel der Fächer der Sonnengöttin Amaterasu vergraben lag.

Und zwei Wesen waren es, die den Fächer an sich bringen wollten. Tokata, der Samurai des Satans, und sein Erzfeind, der Goldene Samurai.

Zwischen den beiden kam es zum entscheidenden Kampf, den nur einer gewinnen konnte. Der Goldene wurde Sieger. Er zwang seinen Gegner, Harakiri zu machen, und nachdem das geschehen war, schlug ihm der Goldene noch den Kopf ab.

Tokata, der einarmige Samurai des Satans, war besiegt. Eine Todfeindschaft, die Jahrtausende gedauert hatte, nahm ihr Ende. Seine Knochen würden in der Sonne verbleichen, und der Goldene konnte endlich den Fächer der Sonnengöttin Amaterasu an sich nehmen. Mit ihm und seinem Harakiri-Dolch war er so gut wie unbesiegbar.

Das in der Jigoku, der Hölle, geschmiedete Schwert des Tokata interessierte ihn nicht. Er ließ es einfach liegen, und auch die beiden Männer, die dem Kampf zugeschaut hatten, nahmen es nicht an sich.

Sie waren von der Auseinandersetzung noch so beeindruckt, daß sie daran einfach nicht gedacht hatten, zudem hatte der Goldene sie gewarnt, ihm nie als Feinde über den Weg zu laufen, denn dann würde er keine Gnade mehr kennen. Die Männer, es waren der Geisterjäger John Sinclair und dessen Freund Suko, verließen die Insel des Schweigens. [1]

Zurück aber blieb das Schwert des Tokata.

***

Monate vergingen.

Fast ein halbes Jahr.

Der Goldene befand sich wieder in seiner eigenen Welt. Er sonnte

sich in seinem großen Sieg, denn durch Tokatas Tod hatte er auch Emma-Hoo, dem Herrscher der Hölle, eine große Niederlage beigebracht.

Und dieser Dämon sann auf Rache. Er wollte es nicht hinnehmen, daß sich der Goldene den Fächer der Sonnengöttin geholt hatte, denn er gab ihm eine zu große Macht. Emma-Hoo überlegte lange, dann hatte er einen Ausweg gefunden.

Er selbst hielt sich im Hintergrund, aber er besaß ein großes Wissen, und er wußte, daß auch der Goldene nicht ohne Feinde war. Da lauerte nämlich jemand im Hintergrund.

Und das war Susanoo. Susanoo und Amaterasu, die Sonnengöttin, waren Geschwister. Sie stammten wie alle hohen Götter von Izanagi und Izanami ab, den jüngsten Nachkommen von siebenhundert Göttergenerationen.

Amaterasu regierte als oberste Göttin, bis sie von Susanoo vom Thron gestoßen wurde und im Dunkel der Dimensionen verschwand.

Sie ging ein in das Dunkle Reich. Dort blieb sie auch, aber sie besaß mächtige Diener, zu denen auch der Goldene Samurai gehörte. Er kämpfte für sie und wollte ihr die Rückkehr auf die Erde ermöglichen.

Eine ihrer wichtigsten Waffen hatte er nun an sich genommen, den Fächer. Aber er wußte nicht, wo sich Amaterasu befand. Das Dunkle Reich war für die »Normalen« verschlossen, so konnte er nur hoffen, daß die Sonnengöttin eines Tages zurückkehrte und mit ihrem Fächer das Reich vernichtete. Für diese Zeit wollte der Goldene ihn aufbewahren.

Auch die Gegner wußten, daß der Goldene den Fächer besaß. Wenn ihnen das vielleicht gelang, was Tokata nicht geschafft hatte, konnten sie Amaterasu unter Umständen für immer vernichten, und es würde ihr nie eine Rückkehr gelingen.

So sah die Lage aus, und Emma-Hoo, Herrscher der Jigoku, kannte die Verhältnisse. Er setzte sich mit Susanoo in Verbindung, Amaterasus Bruder und Gegner. Sie sprachen über Tokata und das Schwert.

Emma-Hoo war von einer gewaltigen grünen Wolke umgeben, als er sagte: »Niemandem ist es bisher gelungen, Tokatas Schwert an sich zu nehmen. Es ist vergessen worden, aber nicht von mir, deshalb wirst du, Susanoo, auf die Insel gehen und das Schwert an dich nehmen.«

Susanoo, der Gott der japanischen Meere, war aus dem Licht vertrieben worden und hauste nur noch in der Tiefe. Dort hatte er sein schreckliches Reich aufgebaut, und er war froh, daß Emma-Hoo gerade ihn für diese Aufgabe ausgesucht hatte.

»Ja«, sagte Susanoo, »ich werde das Schwert holen, und dann trete ich gegen den Goldenen an. Tokatas Erbe soll nicht verkommen. Er hat zu viele Fehler gemacht, denn er hätte sich nicht denjenigen

anschließen sollen, die ihn aus der Tiefe der Erde geholt haben, sondern uns. Unsere Macht ist stärker.«

»Da sagst du etwas.«

Susanoos Vorwürfe galten Dr. Tod.

Zu ihm und dessen Mordliga hatte Tokata gehört. Irgendwie gönnte Susanoo Tokata dieses Schicksal, denn der Samurai hatte sich von seinen Ahnen abgewendet und die Traditionen mit Füßen getreten.

Die Folge davon war nicht ausgeblieben. Tokata lebte nicht mehr. Seine Todesspur war erloschen.

Und Susanoo machte sich ans Werk.

Auch er lebte und existierte nicht allein. Zahlreiche Diener gehorchten ihm, finstere Wesen und Mutationen, die in der Tiefe lauerten, in einer düsteren, unheimlichen See, die in einer Dimension lag, die ein Mensch wohl nie begreifen würde.

Aber es gab Risse und Spalten, so daß Susanoo aus seinem Reich die Erde erreichen konnte. Um das Schwert zu holen, schickte er zunächst den Taifun und dann seine Diener. Während das Meer zu gigantischen Wellen aufgeworfen wurde und die kochende Hölle alles verschlang, gelangten die Diener Susanoos an Land. Von den mörderischen Wellen ließen sie sich weiterspülen und erreichten die inmitten der kochenden Meerhölle stehende Insel des Schweigens.

Von den Menschen war sie verlassen worden, doch das Zuchthaus existierte nach wie vor. Und mit ihm auch die Gefangenen, denn in der Regierung hatte man nicht gewußt, wo man ein neues Zuchthaus bauen sollte. Außer unfruchtbaren Diskussionen war nichts herausgekommen, und so blieb alles beim alten. Nach wie vor wurden Gefangene auf die Insel geschafft, und nach wie vor starben sie und wurden, eingenäht in Säcken, dem Meer übergeben, was wiederum Haie anlockte.

Die Brecher überschwemmten auch den kleinen Hafen, der vor dem Zuchthaus angelegt worden war. Sie hieben gegen die starken Betonmauern und schleuderten ihre Gischt meterhoch darüber, so daß ein nie abreißender heller Regen über dem Kai lag, wo sonst die Schiffe vertäut waren.

Niemand bemerkte, welches Unheil sich der Insel näherte, was da von den Wellen herangetragen wurde, aber von den Menschen wollten die Diener Susanoos auch nichts.

Mit einer günstigen Strömung trieben sie dort auf die Insel zu, wo sie noch so urwüchsig war wie vor Hunderten von Jahren.

Hinter den gewaltigen Abfallbergen begann das Gebirge mit einer dschungelähnlichen Vegetation. Es gab geheime Wege und versteckt liegende Pfade. Sie waren von den kämpfenden Parteien benutzt worden, bis Tokata und der Goldene das Versteck gefunden hatten, wo der Fächer der Sonnengöttin lag. Und hier wollten Susanoos Helfer

auch hin.

Denn an dieser Stelle lag Tokatas wertvolles Schwert.

Die Wesen ließen sich an Land spülen, krochen aus den Wellen und bewegten sich über einen schmalen Strand. Es waren seltsame Geschöpfe, und sie erinnerten an die Zwerge oder Gnome der europäischen Mythologien. Einem normalen Menschen reichten sie höchstens bis an die Hüfte.

Sie besaßen eine glatte, feuerrot schimmernde Haut, übergroße Köpfe und Haare, die den Namen kaum verdienten, weil sie wie die Borsten eines Kamms abstanden. Sie besaßen praktisch nur vier Pfoten und bewegten sich auch auf allen vieren voran. Dabei hüpften sie manchmal wie Affen und stießen seltsame blubbernde Geräusche aus. Ein Gesicht war kaum zu sehen, nur mehr ein paar Ausbuchten, die wohl die eigentlichen Merkmale darstellen sollten.

Manchmal packte der Sturm sie und schüttelte sie durch. An besonders windscharfen Stellen, wurden sie kurzerhand von ihren Pfoten geweht und zu Boden geschleudert. Sie krallten sich mit ihren scharfen Greifern an den Felsen fest und gelangten immer höher, so daß sie schon bald den dschungelartigen Bewuchs erreichten. Hier schlüpften sie ins Unterholz.

Als hätte Susanoo bemerkt, daß seine Diener ihr Ziel erreichten, so schlief der Sturm plötzlich ein. Es wurde windstill. Für die beiden Diener des Götzen Susanoo nahezu ideal. Jetzt kamen sie ungestört voran und konnten sich ihrer eigentlichen Aufgabe widmen.

Als wären sie den Weg schon immer gegangen, fanden sie auch die schmalen Pfade, die sich durch das Unterholz wanden und zum Ziel führten, wo die Höhle lag und der Platz, an dem der Goldene Tokatas Schwert zurückgelassen hatte.

Der Dschungel war naß. Nicht allein der Taifun hatte getobt, auch der Regen war aus den tiefliegenden Wolken gefallen und hatte den Boden knöchelhoch mit Wasser bedeckt. Allmählich nur kam die Sonne durch. Wo ihre heißen Strahlen die Oberfläche trafen, begann die Welt zu dampfen. Dicke Schwaden zogen träge über das wilde Pflanzwerk. Sie vernebelten auch die Sicht der beiden Wesen, doch das spielte keine Rolle. Diese seltsamen Geister sahen auch, ohne daß sie Augen im eigentlichen Sinne besaßen.

Tiere erwachten im dschungelartigen Unterholz. Seltsame Geräusche waren zu vernehmen. Sie klangen geisterhaft. Da lag ein Pfeifen, Grunzen und Kreischen in der Luft, Angstschreie der Tierwelt vor einer unheimlichen Gefahr, die sich einem bestimmten Ort näherte. Die Wesen bewegten sich weiter. Sie waren sehr geschmeidig, kamen überall durch und erreichten schließlich den Pfad, den vor Monaten auch ein anderer gegangen war, um den geheimnisvollen Fächer der Sonnengöttin zu holen.

Tokata hatte seine Spur hinterlassen. Denn am Ende des Pfads lag die große Höhle und auch der Platz, wo Tokata seinen Tod gefunden hatte und seine Knochen in der Sonne verbleichten. Die Wesen nahmen den Rest der Magie noch auf. Sie spürten, daß hier etwas Entscheidendes stattgefunden hatte, und die seltsamen Haare auf ihrem Kopf begannen zu zittern.

Stille um sie herum.

Die Dunstschwaden dampften und wallten träge. Blaß schimmerte darüber die Sonne, die es schwer hatte, das Dickicht zu durchdringen. Endlich am Ziel.

Vor sich sahen sie die Höhle. Da hinein wollten sie allerdings nicht, denn das Schwert mußte außerhalb der Höhle liegen. Sie verständigten sich durch knappe Zeichen und begannen damit, die unmittelbare Umgebung abzusuchen. Das Schwert mußte einfach da sein, denn in diese Gegend würde sich wohl kaum ein Mensch verirren und es mitnehmen. Und die beiden hatten Erfolg!

Ein seltsam hoher Laut wurde von einem der Wesen ausgestoßen, als es sich nahe eines Gebüschs befand und dort herumsuchte. Sein Artgenosse wußte sofort Bescheid, kam herbei und mußte mit ansehen, wie das erste Wesen etwas umklammert hielt, das es aus dem Gebüsch zerrte.

Das Schwert!

Es war schwer.

Einer der Diener-Dämonen allein konnte es kaum tragen. Er mußte schon daran zerren, hielt es mit beiden Klauen umfaßt und keuchte wütend.

Die Spitze drückte sich dabei gegen den Fels und schabte darüber. Endlich lag das Schwert frei. Beide Diener bauten sich rechts und links davon auf, ihre Schädel hatten sie gesenkt, und sie schauten auf die Klinge, die so wichtig für ihren Herrn Susanoo war.

Bis sich einer abwendete, wieder im Gebüsch verschwand und mit einem dunklen Knochen zurückkehrte. Ein Rest des großen Tokata. Das Wesen packte den Knochen mit beiden Händen und brach ihn durch. Das Splittern erfreute die Dämonendiener, und sie schüttelten sich, ein Gefühlsausbruch, der vielleicht mit dem menschlichen Lachen zu vergleichen war. Fast wütend schleuderten sie die Splitter weg, bückten sich dann gemeinsam und hievten das Schwert hoch.

Einer hielt es am Griff fest, der andere umfaßte es vorsichtig an der Spitze. Die Klinge war längst nicht mehr so blank wie zu der Zeit, als Tokata sie noch getragen hatte. Allerdings zeigte sie keinen Rost, nur eine Verfärbung, so daß sie einen Stich ins Dunkelblaue bekommen hatte.

Die beiden Wesen hatten noch einen langen Rückweg vor sich. Sie hielten sich auch keine Sekunde länger mehr auf, sondern sahen zu,

daß sie den dschungelähnlichen Wald verließen und die Region erreichten, die man auch Strand nannte.

Da der Taifun abgeflaut war, beruhigten sich auch die Wellen wieder. Aber noch immer rannten und schlugen sie hart gegen das Ufergestein, spritzte die Gischt hoch und übergoß die Felsen mit ihren feinen, selten abreißenden Sprüh. Als eine mächtige Welle wieder zurücklief, ergriffen die beiden Wesen die Chance und tauchten in die graugrünen Fluten.

Tokatas Schwert nahmen sie mit, denn Susanoo wartete sehnsüchtig darauf…

***

Samstag!

Ein freier Tag — Wochenende.

Und dazu ein schon fast zu heißes Wetter. So erlebte London dieses Weekend im Juli, und die meisten Menschen hielt es nicht in ihren Wohnungen. Wer nicht über die verstopften Straßen an die Küste fuhr, der versuchte seine Erholung in der Millionenstadt zu finden, und die bot dazu vielfältige Möglichkeiten.

Es gab Straßen- und Kinderfeste, und vor allen Dingen waren es die zahlreichen Parks, die immer wieder die Erholungssüchtigen wie magnetisch anzogen. Dabei spielte der Hyde Park eine Hauptrolle. Er war die große, grüne Lunge der Millionenstadt und vergleichbar mit dem Central Park in New York — bot ein buntes, sommerliches Bild.

Die Familien lagen auf den weiten Rasenflächen. Wer nicht so viel Sonne vertragen konnte, legte sich in den Schatten der hohen Bäume oder hatte seine Decke am Ufer eines der Seen aufgeschlagen, wo hin und wieder ein kühles Lüftchen wehte.

Eigentlich war es ja Wahnsinn, bei dieser Hitze den Park zu besuchen, und ich wäre auch zu Hause geblieben oder hätte mich irgendwo anders ans Wasser verzogen, wenn es nicht ein Versprechen gegeben hätte, das ich unbedingt einhalten mußte.

Es ging um Johnny Conolly. Ich hatte ihm irgendwann einmal versprechen müssen, mit ihm einen Jahrmarkt, eine große Kirmes, zu besuchen.

Und das Versprechen hatte Johnny nicht vergessen, vielleicht hatte Bill, sein Vater, auch ein wenig nachgeholfen, wie dem auch sei, ich wurde dazu vergattert, an diesem Samstag den Hyde Park und damit der großen Kirmes einen Besuch abzustatten.

Ein Geisterjäger machte in Familie, wenn man das mal so sagen darf. Natürlich zog ich mit dem Kleinen nicht allein los. Sheila und Bill waren mitgegangen, auch sie wollten sich in den Trubel stürzen und wie ich, nichts von Geistern und Dämonen wissen.

Da es sehr heiß war, hatte ich auf ein Jackett verzichtet.

Wahrscheinlich wäre ich der einzige mit Jacke gewesen, aber wohin mit der Pistole? Ich hatte mir angewöhnt, sie überall mitzunehmen, so blieb mir nur übrig, sie in den Hosenbund zu stecken und das Hemd über der Hose zu tragen. Zwar malten sich die Umrisse noch darunter ab, aber ich hoffte, daß es so schnell niemand bemerkte, denn für die Besucher gab es Abwechslung genug.

Als ich den Hyde Park so sah, da mußte ich an einen Fall denken, der sich auch im heißen Sommer zugetragen hatte. Damals war es um die Hexe vom Hyde Park gegangen, die ich zusammen mit Sarah Goldwyn und Glenda Perkins gejagt hatte. Ein schlimmer Fall, der uns sogar in die Vergangenheit führte.[2]

Das war jedoch vergessen. An diesem Tage würde sich so etwas kaum wiederholen, konnte ich mir vorstellen, und auch die Conollys dachten an nichts Böses, als wir uns an einer bestimmten Ecke trafen.

Johnny war natürlich in Form. Er hatte mich als erster entdeckt, rannte auf mich zu, ich fing ihn auf und schleuderte ihn in die Höhe.

»Onkel John!« rief er.

»Onkel John, Daddy hat unrecht gehabt.«

Ich stemmte ihn von mir weg, lächelte und schaute ihn an. »Was hat Daddy denn gesagt?«

»Er…er meinte, daß du mal wieder keine Zeit hast, Onkel John.«

Da mußte ich herzlich lachen, wobei ich den Kopf wandte und in Bills grinsendes Gesicht schaute…

»Du hast dem Kleinen Schauermärchen erzählt, wie?«

»Nein, wieso?«

Ich setzte Johnny ab.

»Wenn ich sage, daß ich komme, dann bin ich auch da.«

Bill grinste von Ohrläppchen zu Ohrläppchen. »Soll ich dir mal aufzählen, wie oft du gekniffen hast?«

Ich winkte ab. »Laß es lieber sein.«

Bills Grinsen verflachte. »Davon willst du nichts wissen, das kann ich mir vorstellen.«

»Soll ich dich mal an deine leeren Versprechungen erinnern?«

Von Sheila, Bills Frau, bekam ich Unterstützung. Sie war bisher noch nicht zu Wort gekommen, und ich begrüßte sie erst einmal.

»Entschuldige, Sheila, aber dein Bettkumpel ist heute wieder in Hochform.«

»Da siehst du, wie ich zu leiden habe.«

»Ich kann es dir nachfühlen.«

Bill nickte und sagte in einem Anflug von Selbstmitleid.

»Ja, haut nur immer auf die Schwachen, die haben es ja nicht anders verdient, und mit denen könnt ihr es ja machen.«

Ich hob die Schultern. »Was willst du eigentlich? Ich habe nicht angefangen.«

»Stimmt«, meldete sich Sheila und strich über ihr Haar, das sie an diesem Tag wegen der Hitze hochgesteckt trug.

Die dünne Sommerbluse fiel bis über den Gürtel und schimmerte in allen Farben des Regenbogens. Dazu paßte die neutrale schneeweiße Leinenhose.

Bill war auch lässig bekleidet, und sein Sohn ebenfalls. Der allerdings drängte uns jetzt, denn er hatte längst die Aufbauten des Jahrmarkts entdeckt. Das hohe Riesenrad und auch die Achterbahn. Beide Vergnügungsstätten überragten alles andere.

Johnny drängte seine Hand in die meine. »Onkel John, komm, laß uns endlich gehen.«

»Dein Wunsch ist mir Befehl, Sir.«

Und da ich Johnny diesen Tag versprochen hatte, blieb er auch an meiner Hand und ließ seine Eltern allein gehen.

Die Sonne kannte kein Pardon, als sie unbarmherzig vom Himmel strahlte. Die Menschen aber auch nicht, denn trotz der Hitze hatten sich Tausende genau dort versammelt, wo auch die Kirmes aufgebaut worden war.

Unwahrscheinliche Geruchskomponenten vereinigten sich zu einem mörderischen Gestank. Parfüm, Staub, Schweiß, die Qualmwolken der Grillgeräte, all das machte den Gang über den Jahrmarkt zu einer regelrechten Tortur.

Ich hatte schon nach wenigen Yards eine Vision. Ein herrlich weißer Strand, vor allen Dingen leer, Sonnenschein und das kühle klare Wasser, wo man fast bis auf den Grund hinunterschauen und die Fische beobachten konnte.

Als ich Johnnys Stimme hörte, platzte dieser Traum, denn der Kleine fragte: »Fährst du mit mir Geisterbahn?«

Ich blieb stehen. Um uns herum wallte der Trubel. Um mit Johnny reden zu können, senkte ich meinen Kopf.

»Hast du denn keine Angst, mein Kleiner?«

»Nein, Onkel John, das ist doch toll!«

Ich strich über sein dunkelblondes Haar.

»Na ja, wenn deine Eltern es erlauben.«

»Was ist denn?« fragte Sheila. Sie und Bill waren stehengeblieben.

»Johnny will in die Geisterbahn.«

Für einen Moment runzelte Sheila die Stirn. Ich wußte, daß sie nicht so sehr davon angetan war, denn mit Geisterbahnen hatten wir so unsere Erfahrungen gesammelt. Aber es konnte ja nicht jedes Mal etwas schiefgehen, das sagte ich auch.

»Wie du meinst, John, fahre mit ihm.«

»Ja, ja, ja.«

Johnny wollte sich losreißen, um auf die nächste Geisterbahn zuzulaufen, ich mußte ihn zurückhalten.

»Nicht so stürmisch, mein Kleiner. Die Geisterbahn läuft uns schon nicht weg.«
»Aber da ist es so voll.«
»Das stimmt in der Tat«, murmelte ich, wobei ich auf die Schlange schaute, die sich an der Kasse gebildet hatte. Da standen mindestens 30 Personen, es würde dauern, bis wir an der Reihe waren.
»Du hast es versprochen«, sagte Bill.
»Keine Bange, ich fahre ja auch.«
Johnny zog so an meiner rechten Hand, daß ich gar nicht anders konnte, als ihm zu folgen. Hinter einer Gruppe Kinder stellten wir uns an.
In der Nähe stand eine Erfrischungsbude. Bill machte ein taktisches Zeichen, als würde er einen Becher zum Mund führen.
Ich nickte. Bis wir an die Reihe kamen, konnte ich schon ein paar Becher geleert haben.
Bill und Sheila balancierten die Getränke. Für Johnny hatten sie auch etwas mitgebracht. Er nahm den Pappbecher entgegen, war natürlich zu hastig wie alle Kinder, und der Saft spritzte über, wobei das meiste an meinem linken Hosenbein klebenblieb.
Ich verzog die Mundwinkel.
Sheila lachte. »Da siehst du, wie es ist, wenn man sich als Vater durch die Gegend schläft.«
»Leider.«
»Laß es trocknen«, riet Bill, der auch seine Erfahrungen besaß.
Das wollte ich auch. Nur langsam kamen wir voran. Johnny war aufgeregt. Er fragte tausend Dinge, vor allen Dingen die, die mit der Geisterbahn zusammenhingen.
»Gefährlich ist es doch nicht?«
Diese Frage wiederholte sich immer.
»Nein.«
»Sind die Geister echt?«
»Auch nicht.«
»Ich hätte ja lieber Nadine mitgenommen. Vor der haben die Geister nämlich Angst.«
»Meinst du?«
»Klar. Nadine ist Klasse. Ich gehe sogar mit ihr spazieren. Da gucken die anderen Kinder vielleicht. Aber Mummy ist immer dabei.«
»Das will ich auch hoffen.«
Zehn Sekunden Pause. Dann begann der Kleine von vorn.
»Du, Onkel John.«
»Ja?«
»War Nadine mal ein Mensch?«
»Wie kommst du denn darauf?«
»Mummy und Daddy haben mal darüber gesprochen. Und du sollst

sie mal sehr gern gehabt haben.«
»Das stimmt allerdings.«
»Dann war sie doch ein Mensch.«
»Ich kann nicht widersprechen.«
»Und wie ist sie zu einem Wolf geworden?«
Eine gute Frage, auf die ich auch eine Antwort wußte, die der Kleine allerdings nicht hätte verstehen können. Nadine war nach ihrem Tod in die Magie des Fenris-Wolfes gelangt. Es hatte ein Seelenaustausch stattgefunden, und die Seele der Nadine Berger war in den Körper eines Wolfs gelangt. So sahen die Tatsachen leider aus, aber die konnte ich Johnny natürlich nicht mitteilen.
»Stimmt es?«
»Möglich.«
»Kann sie denn wieder ein Mensch werden?«
»Vielleicht.«
Die Antwort klang ein wenig nach Hoffnung, obwohl ich daran selbst kaum glauben konnte. Irgendwie hatte ich mich damit abgefunden, daß Nadines Geist im Körper einer Wölfin steckte, deren Augen seltsamerweise die Farbe der Bergerschen besaß.
Mit einer anderen Sache hatte ich mich ebenfalls abgefunden. Jane Collins stand nicht mehr auf unserer Seite. Wikka, der Oberhexe, war es tatsächlich gelungen, sie zu einer ihrer Dienerinnen zu machen. Ein schlimmes, grauenhaftes Schicksal und eins, gegen das ich mich nicht anstemmen konnte. Die andere Seite hatte ihre Trümpfe eiskalt ausgespielt.
»Was ist mit dir, Onkel John? Du sagst ja nichts.«
»Mir ist ein wenig heiß.«
»Sollen wir gleich ein Eis essen? Dann wird dir bestimmt kühler.«
Ich lachte. »Das könnte dir so passen. Du hast doch erst gerade etwas getrunken.«
»Das ist schon zu lange her.«
»Zunächst einmal fahren wir mit der Geisterbahn. Schließlich wolltest du das auch.«
»Aber danach…«
»Sehen wir weiter und fragen deine Eltern. Okay?«
»Mummy wird es bestimmt nicht erlauben.«
»Dann hat sie auch recht.«
»Du bist gemein.«
So ging das hin und her, und ich war heilfroh, als wir die Kasse erreichten und zahlen konnten. Wir bekamen unsere Karten, mußten drei Stufen hoch und standen an der Rampe, auf der auch die Schienen der Bahn herliefen.
Ununterbrochen stießen die kleinen Wagen die Eingangstür auf, und ebenso schnell kamen sie auch aus dem Ausgang gefahren. Ein Helfer

überwachte den Einstieg der Personen und nahm auch die Karten entgegen.

Ich schwitzte. Unter dem Dach der Geisterbahn war es noch drückender. Zudem schienen die Wände frisch gestrichen zu sein. In der Hitze strahlte die Farbe einen penetranten Geruch aus. Nein, dieses Wetter war wirklich nichts für mich. Da legte man sich am besten zu Hause in die Badewanne.

Endlich konnten auch wir einsteigen. Wie immer waren die Wagen viel zu klein für meine langen Beine. Ich mußte sie zur Seite drücken.

Johnny war aufgeregt. Er drehte den Kopf und winkte seinen Eltern zu, die zurückgrüßten.

»Ich habe keine Angst!« schrie er, wobei seine Stimme dicht an meinem Ohr explodierte und ich zusammenzuckte.

Er wollte noch etwas sagen, doch der Wagen nickte an und stieß mit seiner Schnauze die beiden Türhälften auf.

»Jetzt geht es los, Onkel John, nicht?«

»Und wie.«

Dann hatte uns das Innere der Geisterbahn verschluckt. Sheila und Bill blieben zurück. Während Bill den Rest aus seinem Pappbecher trank, scharrte Sheila unruhig mit den Leinenschuhen und blickte dabei zu Boden.

»Was hast du?« fragte der Reporter.

»Eigentlich nichts.«

»Aber?«

»So ganz überzeugt es mich nicht, daß unser Sohn mit John Geisterbahn fährt. Ich…«

Bill winkte ab. »Hör auf, das ist doch nur ein Spaß.«

»Kann sein, nur wäre es nicht das erstemal, daß in der Geisterbahn etwas passiert.«

»Pappmonster.«

»Und der Fall mit diesem Teufelsohn damals? Wo die ganze Familie ein Werkzeug des Satans war?«[3]

»Ist ausgestanden.«

Sheila hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht, Bill. Ich denke da immer etwas anders.«

»Du machst dir nur unnötige Sorgen«, erklärte der Reporter. »Du wirst schon sehen, es wird alles gut.« Bill drehte den Kopf und schaute zur Bahn hinüber.

»Da, sie sind in der ersten Etage.«

Auch Sheila schaute. Die Bahn war zweistöckig, und die Fahrgäste hatten einen Heidenspaß, wenn sie von den Freiflächen der Bahn den wartenden Angehörigen zurufen und -winken konnten. Johnny machte da keine Ausnahme. Als er und der Geisterjäger an einem Monstrum vorbeifuhren, das wie ein deformierter Gorilla aussah und seine Keule

schwang, hatte der Kleine einen Heidenspaß und winkte wie wild.

Bill hatte einen Fotoapparat mitgenommen. Blitzschnell schoß er drei Aufnahmen. Dann war der Wagen wieder verschwunden. Der Reporter grinste.

»Ich weiß überhaupt nicht, was du willst«, wandte er sich an seine Frau.

»Aber es läuft doch alles glatt.«

»Ja, ja, schon gut.«

Bill legte seinen Arm um Sheila.

»Du bist auch immer der große Angsthase. Reiß dich doch mal zusammen, die beiden werden es schon packen.«

Der Reporter lachte. Er fühlte sich inmitten des Trubels wohl, auch wenn die Sonne so unbarmherzig vom Himmel brannte.

Sheila wischte sich den Schweiß aus der Stirn. »Wir könnten am Abend noch eine Runde im Pool drehen.«

»Bei uns?«

»Glaubst du, ich gehe hier ins Freibad, wo man im Becken bald totgetreten wird? Das ist auch nichts für Johnny.«

»Meinen Segen hast du. So eine kleine Erfrischung kann nicht schaden.«

»Meine ich auch.«

Sie warteten wieder.

Bill hielt die Kamera schußbereit. Er lauerte darauf, daß sein Sohn mit seinem Patenonkel bald durch die Ausgangstür fahren würde. Bill hatte sich die Reihenfolge der Wagen genau gemerkt. Er wußte, wer vor den beiden gestartet war. Zwei junge Mädchen, eins davon dunkelhäutig.

Noch erschienen sie erst einmal auf der zweiten Etage. Da winkte und schrie der Kleine abermals. Bill und Sheila hörten ihn allerdings sehr spät, so daß der Wagen schon wieder durch die Klapptür fuhr, als beide ihren Kopf hoben.

»Hat Johnnys Stimme nicht anders geklungen?« fragte Sheila besorgt.

»Wieso?«

»Ich meine..«

Sheila hob die Schultern.

»Irgendwie ängstlich, als hätte er Furcht.«

»Du fantasierst wieder.«

»Hoffentlich.«

Bill schüttelte den Kopf und ging einen Schritt zur Seite. Er war nicht beunruhigt, denn er glaubte nicht, daß etwas passierte, denn irgendwann mußten sie ja mal ihre Ruhe haben.

»Wann kommen sie denn?«

»Kann nicht mehr lange dauern«, erwiderte der Reporter und hob bereits seine kleine Kamera.

Er hatte sich so hingestellt, daß er die Ausgangstür genau im Blickfeld hatte und ihm auch nicht zu viele Personen durch das Bild liefen.

Ein Wagen drückte die Türhälften auf. Das waren sie noch nicht. Wenig später folgte der nächste. Darin saßen die beiden Mädchen und lachten.

Jetzt mußten Johnny und der Geisterjäger kommen. Wieder klappte die Tür. Der Wagen war da! Bill Conolly wollte auf den Auslöser drücken, doch in der Bewegung gefror sein Finger zu Eis. Seinen Sohn Johnny sah er zwar, der Geisterjäger aber war wie vom Erdboden verschwunden!

***

Vor uns wurde die Tür aufgestoßen, und der Wagen drängte in eine enge Rechtskurve. Die Fliehkraft preßte Johnny gegen mich, ich fühlte seine kleine Hand auf der meinen, und der Kleine rief plötzlich: »Da, da!«

Er hatte ein Ungeheuer gesehen oder vielmehr das Maul eines Ungeheuers, das weit aufgerissen war und in das die Schienen geradewegs hineinführten. Die beiden Kiefer waren mit starken Zähnen bestückt. Man konnte das Gefühl bekommen, daß das Maul jeden Augenblick zuklappen würde, das allerdings geschah nicht.

Wir rumpelten hinein und befanden uns in einer engen Röhre, deren Wände sich bewegten. Sie waren mit allerlei Fratzen angemalt, die während der Drehungen so wirkten, als würden sie leben.

Johnny klammerte sich an mich und wurde erst ruhiger, als wir die Röhre hinter uns gelassen hatten und es bergauf ging. Unter uns ratterte es. Wie in fast allen Geisterbahnen. Und die Vibrationen übertrugen sich auf die Fahrgäste.

»Was ist das?« rief Johnny.

»Ein Schüttelsieb.«

Ich hatte die Antwort kaum gegeben, als es schon vorbei war. Dafür erschien links von uns ein anderes Monstrum. Es schoß aus der Ecke, trug schwarze Kleidung, durch die seine Knochen grünlich leuchteten. Es huschte an uns vorbei, und wir hörten beide das hohle Pfeifen, das von ihm ausgestoßen wurde.

»Ist ja nicht so schlimm«, rief der Kleine, als vor uns rote Teufelchen von der Decke fielen und anfingen zu kreischen.

Sie verschwanden, als der Wagen nahe genug heran war. Nur mich berührten noch irgendwelche Bänder an der Stirn. Dunkelheit nahm uns auf. Wir sahen nichts, sondern hörten nur Geräusche. Ein dumpfes Ächzen und qualvolles Stöhnen. Dazwischen das hohle Pfeifen, dann ein meckerndes Gelächter und ein schauriges Brüllen, das in dem Augenblick aufklang, als zwei geisterhaft bleiche Hände erschienen,

die nach uns greifen wollten.
Johnny bekam doch Furcht. Er preßte sich hart gegen mich, doch die Hände griffen ins Leere. Inzwischen machte ich mir Vorwürfe, den Kleinen überhaupt mit in die Geisterbahn genommen zu haben. Ich hätte vernünftiger sein sollen, aber manchmal sind die Erwachsenen schlimmer als die Kinder.
»Das ist alles nur Spaß«, versuchte ich Johnny zu beruhigen, und er sagte: »Ich habe auch keine Angst, Onkel John. Ich muß ja auch auf dich achtgeben.«
»Allerdings, mein Schatz.«
Rums!
Wir stießen die Tür auf und fuhren ins Freie. Inzwischen waren wir in der ersten Etage gelandet, Johnny schaute nach links, entdeckte seine Eltern und winkte heftig.
Bill schoß eine Aufnahme, Sheila winkte zurück, rechts von uns bewegte sich ein Monstrum mit einer Keule, unter deren Schlag wir hinweg fuhren und auf die zweite Tür zuglitten, die von den Gummiwulsten des Wagens aufgestoßen wurde.
Schon wieder wurde es finster.
Ich rechnete damit, wieder in eine Kurve zu fahren, das geschah auch, aber aus der Kurve wurde sehr schnell eine Spirale, die uns nach oben transportierte. Ohne daß wir es merkten, gerieten wir wieder in eine Röhre, die mit einem farbigen Blitzgewitter angefüllt war, das uns schon bald umgab. Auch ich schloß unwillkürlich die Augen und hörte nur das schaurige Jammern und Wehklagen, das unsere Fahrt begleitete.
An dem plötzlichen Ruck merkte ich, daß wir die Fahrt nach oben und die Röhre hinter uns gelassen hatten. Der Wagen beschleunigte. Wir fuhren auf einem geraden Stück und direkt auf eine Gruppe von gelblich schimmernden Skeletten zu, deren Knochen aneinanderklapperten. Das dabei entstehende hohle Geräusch kam sicherlich von einem Tonband und auch das schrille Lachen, das die Knochenmänner ausstießen. Sie machten Platz, als wir uns dicht vor ihnen befanden. Nach rechts und links huschten sie weg.
Dann tauchten die üblichen Gestalten auf. Ein Gehängter schaukelte in einer Nische, ein Sarg öffnete sich, wobei eine bleiche Knochenhand hervorschaute, Gespenster tanzten einen wahren Höllenreigen und kreischten wie verrückt, zwei Mädchen ohne Kopf schwebten an uns vorbei, wobei sie ihre Schädel unter den angewinkelten Armen trugen, und kurz vor der Ausfahrt in der zweiten Etage wischten noch einmal nachgemachte Spinnweben über unsere Gesichter.
Dann stießen wir wieder in die sommerliche Hitze. Mir klebte alles am Körper. Es war schon widerlich zu nennen, denn die Luft innerhalb der Geisterbahn ließ sich kaum atmen.

Das Johlen und Schreien, die plärrende und blechern klingende Musik nahm ich nur am Rande wahr, und ich wünschte mich wirklich in eine Badewanne mit kaltem Wasser.

Im nächsten Augenblick stießen wir wieder gegen die Tür. Abermals verschluckte uns die Bahn. Von dieser Stelle aus ging die Fahrt ununterbrochen in die Tiefe. Wie schon nach dem Eingang öffnete sich auch hier der Rachen eines Ungeheuers, in den wir hineinstießen. Er verschlang uns.

Johnny machte das nichts mehr aus, er lachte sogar, als wir in Schlangenlinien nach unten fuhren und unsere Körper vorgedrückt wurden, so daß ich mir ein paarmal das Knie stieß.

Wieder huschten Monsterwesen vorbei, und am Ende der sich nach unten schlängelnden Schienenstrecke entdeckte ich eine gewaltige Figur, die ich irgendwann schon einmal gesehen hatte. Groß, größer als ein normaler gewachsener Mensch. Mit einem goldenen Helm auf dem Kopf, goldenem Panzer, einem goldenen Dolch und ebenfalls goldenen Pfeilen im Köcher. Das war…

Ich schluckte ein paarmal, weil ich meinen eigenen Augen nicht trauen wollte. Aber es gab keinen Zweifel. Vor uns stand der Goldene Samurai! Ein Trugbild, eine Halluzination? Echt, nachgebaut? Wenn ja, wieso wußten die Hersteller der Geisterbahn dann von dem Goldenen, dessen Gesicht sogar in der Farbe schimmerte. Es war wirklich unwahrscheinlich, und mein Magen krampfte sich zusammen.

An dieses Bild hätte ich in meinen Träumen nicht gedacht, der Goldene konnte doch überhaupt nicht in diese Geisterbahn kommen, er mußte irgendwo in einer anderen Dimension stecken, denn hier hatte er sicherlich nichts zu suchen. Und doch gab es ihn.

Wenn ich Johnny nicht bei mir gehabt hätte, wäre ich trotz der ziemlich schnellen Fahrt abgesprungen, so aber blieb ich sitzen und wartete darauf, was noch alles geschehen würde. Meine Lippen zitterten. Noch einmal brach mir der Schweiß aus allen Poren, und Johnnys Frage hörte ich kaum.

»Onkel John, was ist das für einer?«

Der Wagen ruckte und wurde langsamer. Wir hatten die bergabführende Strecke hinter uns gelassen und glitten jetzt völlig normal auf den Goldenen zu. Er stand mitten auf der Schiene. Eine Hand hatte er auf seinen Dolch gelegt, mit dem er Tokata damals gezwungen hatte, Harakiri zu machen.

Er hatte uns gewarnt, nie als Feinde seinen Weg zu kreuzen, und jetzt stand ich vor ihm. Feind oder Freund? Das zu entscheiden, gelang mir nicht. Ich hatte plötzlich eine unwahrscheinliche Angst, nicht so sehr um mich, sondern um meinen neben mir sitzenden Patenjungen, für den ich die Verantwortung trug.

Unendlich lang kamen mir die letzten Sekunden vor, sie dehnten sich

wie eine Schnur aus Gummi, und dann schnellte der freie Arm des Goldenen urplötzlich vor.

Johnny schrie noch, auch er hatte bemerkt, daß es kein Spaß mehr war, und er mußte mit ansehen, wie ich von dem Goldenen mit unwahrscheinlicher Kraft in die Höhe und aus dem Wagen gerissen wurde. Ich hörte Johnny schreien, dann fuhr der kleine Wagen, nur mit ihm besetzt, weiter, während von oben schon der nächste kam. Ich wußte nicht, was die Insassen dieses Wagens dachten und was sie überhaupt mitbekommen hatten, auf jeden Fall war der Goldene Samurai kein Pappmonster, sondern ein echtes. Er hatte mich hart angefaßt und aus dem fahrenden Wagen geschleudert.

Mit dem rechten Knie schlug ich gegen die Haltestange, krümmte meinen Körper so weit es ging zusammen und landete dennoch sicher auf beiden Beinen, weil mich der Goldene zuerst hochhob und dann absetzte. Ich stand vor ihm. Auf meiner rechten Schulter spürte ich den harten Druck seiner Hand.

Er war allein gekommen, seine Diener — sie waren ebenfalls golden — sah ich nicht, obwohl er sich sonst oft mit ihnen umgab. Weshalb war er gekommen? Wollte er vielleicht Rache nehmen?

Warum? Ich stand ihm ja nicht als Feind gegenüber.

Automatisch wurde ich wieder an unser Abenteuer auf der Insel des Schweigens erinnert, als wir Tokata und dem Goldenen bei einem erbarmungslosen Kampf auf Leben und Tod zugeschaut hatten. Es war irre gewesen, wir hatten selbst nicht eingegriffen und waren wirklich nur Statisten. Der Goldene hatte uns nur gewarnt und sich nicht direkt gegen uns gestellt, aber als Feind durften wir ihn nicht haben, dann würde er uns vernichten.

Und nun standen wir uns gegenüber. Noch immer hielt er mich fest, als hätte er Angst, daß ich ihm weglaufen würde. Aber ich blieb stehen und schaute direkt in sein goldenes Gesicht.

Plötzlich spielte Zeit für uns keine Rolle mehr. Ich vernahm weder das Schreien der Kinder und Halbwüchsigen, noch hörte ich die Horrorgeräusche, ich konzentrierte mich voll auf mein Gegenüber.

»Du kennst mich nicht?« fragte er.

Ich lachte auf. »Wer könnte dich je vergessen, Goldener?«

»Ja, das stimmt. Man soll mich nicht vergessen. Aber ich vergesse auch die anderen nicht. Noch habe ich den Fächer der Göttin Amaterasu in meinem Besitz, doch es gibt Anzeichen, daß Susanoo, ihr Feind und Bruder, mir diesen Fächer wieder entreißen will. Er hatte die Jigoku aufgewühlt und bekommt auch von Emma-Hoo die große Unterstützung. Etwas ist ihm bereits gelungen. Er hat das Schwert.«

Im Moment begriff ich nicht. »Welches Schwert?«

»Tokatas!«

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Himmel, sein Schwert! Wir hatten das einzige, was von dem Samurai des Satans übriggeblieben war, nicht mitgenommen, und ich mußte ehrlich gestehen, daß wir daran nicht gedacht hatten, da wir so unter dem Druck der Ereignisse standen. Ich hatte mich wohl später daran erinnert.

Nun war Desteros Schwert durch einen unglückseligen Zufall vernichtet worden, und ich stand ohne da. Gern hätte ich jetzt die starke Waffe des satanischen Samurais besessen, doch wie mir der Goldene mitteilte, war sie gestohlen worden. Keine Chance, um an das Schwert heranzukommen. Was tun?

»Bist du gekommen, um mir das zu sagen, Goldener?« erkundigte ich mich.

»Unter anderem.«

»Was willst du noch?«

»Dich warnen, denn du mußt damit rechnen, daß Susanoo auch dich nicht in Ruhe läßt.«

»Ich habe mit ihm nichts zu tun.«

»Indirekt ja, denn du warst dabei, als Tokata starb, und du hast dich mit deinem Freund nicht auf seine Seite gestellt. Ihr hättet gegen mich kämpfen sollen, so lauten Susanoos Gedanken, und er wird all das vernichten wollen, was ihn noch an die Niederlage auf der Insel erinnert.«

»Weißt du, was er genau vorhat?« fragte ich.

»Nein, aber Tokata hat noch mächtige Freunde. Vergiß das nicht, John Sinclair!«

Es waren seine letzten Worte. Der Goldene drehte sich einfach um und ging davon. Schon nach wenigen Sekunden war er nicht mehr zu sehen, so daß mein ausgestreckter Arm nach unten sank, den ich hochgehoben hatte, um ihn zurückzuhalten.

Ich blieb stehen. Das Auftauchen des Goldenen war zu überraschend für mich gekommen, ich mußte mich fassen und auch ein wenig erholen, während neben mir die Wagen vorbeiratterten und ich das vergnügte Schreien der Fahrgäste vernahm. Es lag also etwas in der Luft, es mußte sich klammheimlich über unseren Köpfen zusammengebraut haben. Gefährlich war es bestimmt, denn sonst hätte mich der andere nicht gewarnt.

Susanoo war auf dem Weg. Gesehen hatte ich diesen finsteren Dämon aus irgendeiner längst vergessenen Zeit noch nie.

Wohl von ihm gehört: Ich wußte, daß er ein Bruder und gleichzeitig auch ein Feind der Sonnengöttin Amaterasu war, der der Goldene wieder- um diente und deren Fächer er vor dem Zugriff Tokatas gerettet hatte.

Das war mir bekannt. Mehr allerdings nicht. Ich hatte weder Susanoo

noch die Göttin Amaterasu zu Gesicht bekommen und war, ehrlich gesagt, auch nicht scharf darauf. Wir hatten es mit so vielen Gegnern zu tun, daß mir die Gestalten aus der japanischen Mythologie eigentlich gestohlen bleiben konnten. Aber durch Tokata war ich mit ihnen zwangsläufig in Berührung gekommen, und konnte die Suppe nun auslöffeln, die ich mir selbst eingebrockt hatte.

Mutterseelenallein stand ich in der Geisterbahn. Die Fahrgäste zählten nicht, ich mußte zusehen, wie ich hier herauskam, und das war gar nicht so einfach, wie ich aus langer Erfahrung wußte.

Ein paarmal drehte ich mich um und suchte nach einem Ausgang. Vielleicht einer Seitentür, einem Notausgang, denn so etwas mußte es geben, aber die herrschenden Lichtverhältnisse waren katastrophal. Ich sah nur eine Chance, diesem Wirrwarr zu entkommen. So weit wie eben möglich, mußte ich mich in unmittelbarer Nähe der Schienen halten, die zum Ausgang führen mußten.

Früher konnte man in diesen Geisterbahnen noch Angst bekommen. Da gab es noch nicht die Sicherheitsanlagen wie heute, und man konnte leicht mit irgendwelcher gefährlichen Elektrizität in Berührung kommen. Heutzutage waren die Vorschriften strenger und auch besser geworden.

Hätte ich noch erst einen Höhenunterschied überwinden müssen, wäre es schon schwieriger gewesen, so aber konnte ich auf ebener Erde weiterlaufen und wurde permanent von den kleinen Wagen überholt.

Ich sah auch die große Kurve und nahm an, daß hinter ihr der Ausgang lag. Ein paar Schritte weiter konnte ich dann mehr erkennen. Immer wenn die beiden Türhälften aufgestoßen wurden, fiel Licht in die Geisterbahn.

Und da wurde ich gepackt. Bevor ich noch eine Abwehrbewegung machen konnte, waren die Arme da, umklammerten von hinten meinen Hals und rissen mich zurück…

***

Bill wußte nicht, ob seine Frau den halbleeren Wagen ebenfalls gesehen hatte, er reagierte sofort. Wie ein Sprinter startete er, stieß zwei Halbwüchsige aus dem Weg, die hinter ihm herschimpften, und rannte auf den auslaufenden Wagen zu, der mit seinem Vorderteil gegen die Rückseite des vor ihm stehenden Wagens stieß. Der Zusammenprall war nur minimal.

Sofort war auch einer der Angestellten da, um Johnny aus dem Wagen zu helfen, doch Bill beeilte sich sehr und zog seinen Sohn vor dem Mann aus dem kleinen Gefährt. Der Reporter lief ein paar Schritte zurück und behielt Johnny weiterhin auf den Armen.

»Kind!« flüsterte er.

»Mein Gott, Kind, was ist denn geschehen? Wo ist Onkel John?«
»Ich weiß nicht, Dad.«
Diese Antwort hatte auch Sheila verständen, denn sie war schnell herbeigeeilt.
»Ist was passiert?« Ihre Stimme klang aufgeregt.
»John ist verschwunden.«
Sheila blieb die Antwort im Hals stecken. Sie drehte den Kopf, schaute zur Geisterbahn hin, doch da war nichts zu sehen. Kein John Sinclair kam aus der Doppeltür.
»Weißt du, wo Onkel John ist?« fragte Sheila.
»Er war plötzlich nicht mehr da.«
Bill stellte den Kleinen auf den Boden.
»Kannst du dich denn daran erinnern, wie es geschehen ist?«
Johnny nickte.
»Ja, natürlich, Daddy. Wir… wir fuhren schon nach unten, und da waren richtig tolle Geister, du. Ungeheuer mit solchen Mäulern.«
Der Kleine breitete die Arme aus, »und wir sind sogar in die Mäuler reingefahren, aber es ist nichts passiert.«
»Da war Onkel John noch bei dir?«
»Klar. Er hat mir ja immer gesagt, daß ich keine Angst zu haben brauchte. Die hatte ich auch nicht.«
»Und wann ist Onkel John ausgestiegen?«
Da überlegte Johnny. Er schaute dabei zu Boden und trat von einem Fuß auf den anderen.
»So genau kann ich das auch nicht sagen. Bei der großen Figur.«
»Welcher denn?«
Der Kleine hob seinen Kopf und schaute den Vater an. »Die war ganz golden.«
»Richtig aus Gold?«
»Ja, ehrlich, Dad. Und die stand mitten auf den Schienen, bis wir fast bei ihr waren. Dann ist sie zur Seite gegangen und hat ihren Arm ausgestreckt. Danach war Onkel John verschwunden.«
»Hast du denn nachgeschaut?«
»Nein, der Wagen fuhr ja.«
Bill stöhnte auf und wischte über seine Stirn. Er und Sheila warfen sich einen Blick zu. In beiden Gesichtern stand die Sorge um den Freund zu lesen. Sheila hob die Schultern.
»Glaubst du Johnny?«
Bill verzog das Gesicht.
»Ich weiß nicht so recht. Das mit der goldenen Figur klingt doch ein wenig fantastisch.«
»Es stimmt aber, Daddy«, beschwerte sich der Kleine, weil man ihm nicht glauben wollte.
»Onkel John ist weggerissen worden.«

Bill nickte.
»Natürlich, wir glauben dir ja.«
»Was willst du tun?« fragte Sheila.
»Ich erkundige mich mal an der Kasse, ob es tatsächlich so eine Figur gibt. Dann muß man den Betrieb stoppen und die Geisterbahn durchsuchen.«
»Das wäre eine Möglichkeit.«
Der Reporter ließ seine Familie stehen und eilte auf die Schlange der Wartenden vor der Kasse zu. Rücksicht konnte er nicht nehmen, deshalb drängte er sich vor. Die Frau im Kassenhäuschen verzog grimmig das Gesicht, als Bill vor der Scheibe auftauchte und zu einer Erklärung ansetzen wollte. Soweit aber ließ sie es nicht kommen, drehte ihren Kopf und rief den Namen Ivy.
Ivy war einer der Männer, die an der Geisterbahn arbeiteten. Er war ein kräftiger Typ. Mit einem Satz setzte er über das Gitter hinweg und riß Bill herum.
»Nun mach mal keinen Ärger, Mister, sonst kriechst du hier auf allen vieren vom Rummelplatz…«
»Verdammt noch mal, es ist was passiert.«
Ivy stutzte. »Wie?«
»Lassen Sie mich ausreden.«
Bill berichtete dem Mann von den Vorkommnissen und verschwieg auch nicht, was sein Sohn gesehen hatte.
»Eine goldene Figur? Die haben wir nicht.«
»Sind Sie sicher?«
»Klar, Mensch. Ich habe die Geisterbahn doch selbst mit aufgebaut. Muß schließlich wissen, welche Monster wir haben. Ihr Sohn hat gelogen. Der ist auch viel zu jung für so eine Fahrt.«
»Und Wo steckt mein Freund? Ich habe selbst gesehen, wie er hineingefahren ist.«
»Keine Ahnung. Woher soll ich das denn wissen?«
»Gut, wir werden ihn suchen.«
»Nein, das werden wir nicht.«
»Aber er muß gefunden werden. Vielleicht ist ihm was passiert. Oder soll ich die Polizei holen?«
Die Frau streckte ihren Kopf durch die Öffnung in der Glasscheibe.
»Keine Polizei!« kreischte sie. »Das Geschäft läuft gerade so gut.«
Bill drehte sich halb um.
»Dann sehe ich selbst nach.«
»Okay, meinetwegen, aber Ivy geht mit.«
»Das muß er sogar.«
Der dunkelhaarige Ivy war davon nicht begeistert. Wütend stieß er seine Hände in die ausgebeulten Hosentaschen und nickte dem Reporter zu.

Bill folgte ihm. Er schaute auch noch zu Sheila und sah die Sorge auf ihrem Gesicht. Wenn Bill ehrlich war, dann mußte er zugeben, daß ihm persönlich auch nicht sehr wohl bei der Sache war. Er ahnte, daß dieser Jahrmarktsbesuch doch keine so gute Idee gewesen war…

***

Der Typ hinter mir hatte Kraft. Und er setzte sie auch eiskalt ein, indem er mich nach hinten riß, ich den Kontakt mit dem Boden verlor und umkippte. Jetzt hing ich voll in seinem Griff.

»Ich werde dir helfen, hier herumzuschnüffeln«, hörte ich seine rauhe und nach Whisky klingende Stimme dicht an meinem Ohr. »Wir machen mit Schnüfflern wie dir immer kurzen Prozeß.«

Er wußte genau, was er wollte und zog mich in den finsteren Hintergrund des Gebäudes. Ich wehrte mich vorerst nicht, denn ich war froh, keinem schwarzmagischen Gegner in die Hände gefallen zu sein. Der Mann hinter mir war wohl ein Angestellter. Hinter mir hörte ich ein dumpfes Geräusch, danach wurde es heller, weil rötliches Licht uns umschwebte.

Ich wurde in eine enge Bude gezogen, in der mein unbekannter Gegner wohl seinen Arbeitsplatz hatte. Dort schleuderte er mich in eine Ecke, wo auch zahlreiche Kabel lagen und ich auf den Rollen hockenblieb.

Zum erstenmal sah ich den Typ. Er war kleiner als ich, dafür jedoch mit gewaltigen Muskelpaketen bepackt. Sein schmutziges Hemd stand fast bis zum Bauchnabel offen, auf seiner Brust glänzte der Schweiß. Durch das Licht hatte er einen rötlichen Schimmer bekommen. Seine Augen blickten tückisch, die großen Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Irgendwie konnte ich den Mann sogar verstehen. Er mußte mich für einen Eindringling und Einbrecher halten, aber daß er gleich zu diesen Radikalmitteln greifen wollte, war doch ein wenig übertrieben.

»Bist du schon mal zusammengeschlagen worden?« erkundigte er sich knurrend.

»Eigentlich nicht, und das wird auch in Zukunft so bleiben«, erwiderte ich, wobei ich gleichzeitig die Beretta unter dem Hemd hervorholte und ihn in die Mündung schauen ließ.

Der Kerl öffnete seinen Mund. Er vergaß, ihn wieder zu schließen. Ich erhob mich, behielt den Mann im Auge und holte auch noch meinen Ausweis aus der hinteren Hosentasche.

»Polizei«, erklärte ich und hoffte, daß er lesen konnte.

Schlucken. Dann hob er die Schultern.

»Ich wußte ja nicht, daß du…ähm…Sie ein Bulle…«

»Geschenkt«, erwiderte ich.

»Führ mich hier raus.«

»Ja, ja, sicher.«
Er drehte sich um, und wir verließen die Kabine. Dann wandte er sich nach links. Ich folgte seinem Schatten. Die Beretta hatte ich nicht weggesteckt. Erst als er einen Riegel zurückschob und eine schmale Tür öffnete, ließ ich die Waffe verschwinden.
Sonnenlicht traf mich. Es schmerzte ein wenig meine Augen. An dieser Seite der Geisterbahn standen Wohnwagen. Sie bildeten ein offenes Karree.
Ich hörte auch eine Stimme und sah den dazugehörigen Sprecher um einen Wagen biegen. Es war Bill Conolly.
»He«, rief ich ihn an.
Bill blieb ebenso stehen wie der Mann, der ihn begleitete.
»John, verdammt, da bist du ja. Wir haben schon wer weiß was gedacht. Ist alles okay?«
Er lief auf mich zu.
»Klar.«
»Johnny erzählte etwas von einer goldenen Gestalt, die…«
Ich unterbrach meinen Freund mit einer Handbewegung.
»Nicht jetzt, sonst kriegen hier einige Leute große Ohren.«
Der Reporter verstand. Ich wandte mich an meinen Helfer.
»Seien Sie beim nächstenmal nicht so rabiat, falls sich mal jemand verirrt.«
Er bekam einen roten Kopf und nickte. Wir aber gingen. Bill war natürlich neugierig und fragte. Ich berichtete ihm, was ich erlebt hatte.
»Wirklich der Goldene?« staunte der Reporter.
»In der Tat.«
»Ich kann es kaum fassen.«
Bill schlug sich gegen die Stirn. Er wußte natürlich von unserem Abenteuer auf der Insel des Schweigens, konnte jedoch nicht begreifen, daß die Gegenseite plötzlich so aktiv war.
»Erkennst du Zusammenhänge?«
Ich hob die Schultern. »Einige, aber die sind dünn. Auf jeden Fall weiß ich, daß der Goldene nicht auf der Gegenseite steht und wir ihn auch noch bekämpfen müssen.«
»Da sei froh. Ich an deiner Stelle würde auch alles tun, damit es so bleibt.«.
Als ich um die Ecke biegen wollte, um dorthin zu gelangen, wo die anderen warteten, hielt mich Bill am Arm fest.
»Hör mal, John, sollen wir den Besuch abbrechen?«
»Nein, weshalb?«
»Ich meine, es ist..«
Ich lächelte. »Nichts passiert, mein Lieber. Es war nur eine Warnung. Außerdem sag mir, wie ich mich verhalten soll? Mich im Bunker

einschließen, zusammen mit Suko, den ich sowieso nicht erreiche, weil er mit Shao ins Freibad gefahren ist? Und wenn du richtig überlegst, gibt es doch immer einen, der mir an den Kragen will — oder nicht?«

»Da hast du recht.«

Sheila atmete erlöst auf, als sie ihren Mann und mich sah. Mit Johnny an der Hand kam sie hastig zu uns. »Ein Glück, daß alles okay ist.«

Sie schaute mich von oben bis unten an. »Was ist überhaupt losgewesen?«

»Ich bin aus dem Wagen gefallen.«

»Ja, ja«, rief Johnny, »das habe ich genau gesehen.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«

Ich blickte Sheila treuherzig ins Gesicht. »Das würde ich zwar gern, aber dein Mann…«

Bill grinste.

Sheila drehte sich wütend ab. »Ach, ihr seid beide irgendwie blöd.«

»Aber die goldene Figur war da«, beharrte der kleine Johnny.

Ich streichelte sein Haar. »Sicher war sie da. Du hast gute Augen, mein Schatz.«

»Und du bist rausgefallen.«

»Ja, die Kurve war so stark.«

Da lachte der Junge und zog seine Mutter weiter. Bill gesellte sich an Sheilas andere Seite. Er flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Wahrscheinlich klärte er sie über mein Erlebnis auf und darüber, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchte.

»Und wo gehen wir noch überall hin?« fragte ich.

Auf diese Frage hatte Johnny gewartet, denn er riß sich von seiner Mutter los und schrie sofort: »In die Achterbahn. Ich will in die Achterbahn.«

Sie war auch gut zu sehen. Wir brauchten nur den Kopf in den Nacken zu legen und sahen das überdimensionale Vergnügungszentrum, das mit seinen Aufbauten hoch in den Himmel schoß. Es war keine Bahn, deren Wagenkette sich überschlug, aber auch so war sie noch gefährlich genug. Mit ansteigenden Schienen und mörderischem Gefälle.

Ich wurde wieder an einen Fall erinnert, der mich auf eine Achterbahn ins Jenseits geführt hatte.[4] Das lag schon Jahre zurück. Seit der Zeit bekam ich immer ein mulmiges Gefühl, wenn ich an Achterbahnen dachte.

»Hast du Angst, Onkel John?«

»Nein, aber Hunger. Sollen wir nicht lieber etwas essen?«

»Ein Eis?«

»Auch das.«

Johnny jubelte und hielt nach der nächsten Eisbude Ausschau. Er fand auch eine, zog mich hin, und ich mußte mich wieder anstellen, denn die Eisbuden waren bei der Hitze belagert. Ich hatte Johnny das Eis nicht ohne Hintergedanken verkauft, denn ich hoffte, daß er die Achterbahn vergessen würde. Den Gefallen tat er mir nicht. Während wir in der Schlange langsam weiterwanderten, redete er ununterbrochen davon.

Ich versuchte ihn auf Auto-Scooter umzustimmen und lockte damit, daß er da selbst lenken könnte, aber er wollte nicht. Die Achterbahn reizte viel mehr.

»Du bist zu klein«, unternahm ich einen letzten Versuch.

»Nein, Onkel John. Da sind noch viel kleinere in den Wagen. Guck genau hin…«

Was sollte ich da noch drauf erwidern? Er hatte ja recht. Bills Sohn war wirklich ein gewieftes Kerlchen. Johnny bekam sein Eis und lief zu seinen Eltern zurück.

»Wir fahren mit der Achterbahn!« rief er begeistert.

»Noch habe ich nicht zugestimmt«, schwächte ich ab.

»Aber du hast mal gesagt, daß ich immer damit fahren kann, womit ich möchte.«

Der Junge behielt aber auch alles. Ich zog ein saures Gesicht und mußte zähneknirschend zustimmen. Ja, gesagt hatte ich es, daran gab es nichts zu rütteln.

»Also gut, Johnny, du hast mich überlistet. Wir fahren mit der Achterbahn.«

Sheila wollte etwas sagen, sie öffnete schon den Mund, doch die Worte verschluckte sie.

Bill hielt sich raus. Er stand neben uns, hatte den Kopf gedreht und schaute in den strahlend hellen Himmel. Eine Sonnenbrille schützte dabei seine Augen.

Johnny hatte wohl noch nie so schnell ein Eis gegessen. Das geschmolzene Zeug lief außen am Hörnchen nach unten und tropfte auch auf seine Hand, was ihn jedoch nicht weiter störte, denn er leckte es kurzerhand ab.

Sheila versuchte noch einmal, auf ihren Sohn einzuwirken, doch Johnny wollte unbedingt fahren. Zum Schluß hatten wir alle drei nachgegeben.

Als er den letzten Krümel verspeist und Sheila ihm den Mund abgewischt hatte, griff er schon nach meiner Hand, damit ich nur nicht auf die Idee kam, wegzulaufen.

»Dann viel Glück«, sagte Bill und grinste, während Sheilas Lächeln gekünstelt aussah.

Auch ich fühlte mich nicht glücklich, denn ich mußte immer wieder an die Begegnung mit dem Goldenen denken. Er hatte mich vor einem

Unheil gewarnt. Wann würde es kommen und zuschlagen? Gern hätte ich jetzt in die Zukunft gesehen, aber man kann nicht alles haben, so vertraute ich auf mein Glück, löste zwei Karten und reihte mich mit Johnny ebenfalls in die Schlange der wartenden Menschen ein. Sie war nicht sehr lang. Zudem ging es flott voran.

Die Menschen, die aus den Wagen stiegen, sahen unterschiedlich aus. Einige von ihnen lachten und andere waren blaß und kalkig im Gesicht, denen war die rasante Fahrt in der Tat auf den Magen geschlagen.

Zum Glück konnten wir nebeneinander sitzen. Hinter uns stiegen zwei Mädchen ein, sie waren etwas älter als Johnny und hatten einen Heidenspaß.

Durch die Hand eines Mannes wurde der Wagen, in dem wir saßen, langsam vorangeschoben, bis zu einem bestimmten Haltepunkt. Ich richtete meinen Blick in die Höhe. In einer langen Geraden führte die Schiene vor uns hoch. Sie schien in den Himmel stoßen zu wollen.

Johnny ergriff meine Hand. »Onkel John, Angst habe ich wirklich nicht.«

»Das ist fein.«

»Höchstens um dich.«

»Warum das denn?«

»Nachher wird dir noch schlecht. Kinder sind da stärker als Erwachsene, glaube ich…«

»Da hast du sicherlich recht«, erwiderte ich lächelnd und bekam mit, wie der kleine Wagen sich in die Höhe schob.

Unsere Fahrt mit der Achterbahn begann…

***

Zu Hause bei den Conollys.

Ein Bungalow im Londoner Süden. Rollos vor den Fenstern. Gekippte Stühle auf der Terrasse, Sonnenstrahlen, die auf das Dach knallten und die Erde im Garten austrockneten. Ein verlassenes Haus, aber trotzdem durch eine ausgezeichnete Alarmanlage gesichert.

Nadine Berger, der Wolf, lauerte. Das Tier hatte sich ein schattiges Plätzchen ausgesucht, denn die Sonnenstrahlen empfand es wie die Menschen nicht als sehr angenehm. Es hockte unter einer Markise und machte einen schläfrigen Eindruck. Nur hin und wieder öffnete es die Augen, um ein wenig zu blinzeln.

Jemand, der Nadine Berger früher gekannt hatte, der wäre erstaunt gewesen, denn die Augen der Wölfin zeigten den gleichen Ausdruck wie die der Nadine Berger als Mensch. Aber es sah niemand das Tier, und so sollte es auch sein. Nadine wollte im Hintergrund bleiben.

Sie hatte eine Aufgabe zugeteilt bekommen, sorgte für den Schutz des kleinen Johnnys, und diesen Schutz nahm sie auch sehr ernst.

Plötzlich sträubte sich ihr Fell. Irgend etwas mußte sie gestört haben, denn es blieb nicht bei der ersten Reaktion, sondern mit einem plötzlichen Ruck stand sie auf den Pfoten. Es war eine witternde Abwehrhaltung.

Denn Nadine hatte etwas gewittert.

Gefahr!

Deutlich spürte sie es. Gefahr lag in der Luft, aber nicht hier in der Umgebung des Hauses, woanders drängte sich die Gefahr zusammen, und zwar über Personen, die Nadine Berger sehr nahe standen. Deshalb spürte sie auch mit ihren übersensiblen Fühlern, daß sich etwas ereignet hatte.

Es ging um die Personen, die sie beschützen wollte. Nadine wurde immer unruhiger. Sie lief einen Kreis auf der Terrasse, hob den Kopf und knurrte drohend, aber es war ihr nicht möglich, einzugreifen und zu helfen.

Die andere Gefahr war schon da! Und sie schwebte unsichtbar über den Köpfen ihrer Schützlinge. Nicht nur Johnny befand sich in höchster Lebensgefahr, sondern auch John Sinclair.

Der Wolf stieß ein Heulen aus. Er konnte nicht mehr an sich halten. Und es klang wie das Klagelied für einen Toten…

***

Wir fuhren Achterbahn!

Mein Patenkind saß neben mir, hatte seine kleinen Hände um den Haltegriff geklammert und fühlte sich ansonsten pudelwohl. Diese Fahrt machte Johnny einen Heidenspaß, hier konnte er endlich mal schreien, ohne daß jemand schimpfte.

Noch war es nicht soweit. Wir erlebten das Gefühl der inneren Spannung, das vor dem großen Ereignis steht. Bei vielen Fahrgästen begannen jetzt die Herzen stärker zu klopfen, wenn es den Weg hochging, andere lachten, wieder andere hatten ein großes Mundwerk, um Unsicherheiten zu verbergen.

Ich warf einen schrägen Blick auf den Kleinen. Sein Gesicht zeigte eine kindliche Freude, aber auch eine gewisse Spannung. Angst oder Unsicherheit konnte ich bei ihm nicht feststellen. Er hatte sich die Fahrt mit der Achterbahn so sehr gewünscht, und ich hielt das Versprechen ein, das ich ihm vor Wochen gegeben hatte. Ansonsten wäre ich mir wie ein Schuft vorgekommen.

Wir befanden uns bereits auf dem letzten Drittel. Ich warf einen Blick nach links und gleichzeitig in die Tiefe. Die Menschen wurden kleiner, auch die zahlreichen Buden und Karussells schrumpften zusammen. Von hier oben konnte ich den Staub sehen, der über dem Jahrmarkt lag. Die einzelnen Partikel flirrten in der unwahrscheinlichen Hitze.

»Onkel John, gleich sind wir da!« Johnny freute sich und klatschte in

die Hände. »Das ist richtig gefährlich, nicht?«
»Nein«, schwächte ich ab. »Es ist nicht gefährlich.«
»Ist da schon mal was passiert?«
»Ich glaube nicht.«
Er nickte. »Wenn wir so rasen, glaube ich immer, wir könnten fliegen.«
Das sollte er sich lieber nicht wünschen. Und wieder dachte ich an das Erlebnis, das ich auf einer dieser Achterbahnen gehabt hatte. Es war gefährlich gewesen, und ich hoffte inständig, daß sich ähnliches nicht wiederholte. Noch ein paar Yards, dann hatten wir den Endpunkt der Schräge erreicht. Ich setzte mich ein wenig anders hin und ermahnte den Jungen, sich gut festzuhalten.
»Das mache ich schon, Onkel John.«
Dann hatten wir das Ende erreicht. Für eine endlos lange Sekunde stand der kleine Wagen waagerecht auf der Schiene, und wir hatten einen fantastischen Blick über die Kirmes. Nur das Riesenrad überragte die Achterbahn noch.
Ansonsten lag uns alles zu Füßen. Auch der Hyde Park, wobei im Hintergrund das Gewässer The Serpentine schimmerte. Das Wasser sah blaugrau aus. Die bunten Segel der Boote und Surfbretter gaben dem See einen farbigen Touch.
»Jetzt geht es runter!« schrie Johnny und hatte die Worte kaum ausgesprochen, als der Wagen kippte. Und wie er fiel.
Ich hörte den Kleinen schreien, ich selbst schrie ebenfalls, es tat gut, denn die Geschwindigkeit steigerte sich unwahrscheinlich, wir wurden fast so schnell, daß man das Gefühl haben konnte, leicht abzuheben. Es war eine wilde Raserei, die nur Sekunden dauerte, uns jedoch ungemein lang vorkam.
Johnny hatte einen Heidenspaß. Er freute sich, schrie und hörte damit sofort auf, als der Wagen einen Schlag erhielt und von der eigenen Geschwindigkeit noch auf eine Schräge gebracht wurde, die in die Höhe führte. Augenblicklich wurden wir langsamer.
Man konnte das Gefühl haben, zu stehen, bis wir uns an den neuen Rhythmus gewöhnt hatten und in eine scharfe Rechtskurve gerissen wurden.
Aus der Kurve wurde ein Kreisel. Die Fliehkraft machte mit uns, was sie wollte, wir wurden wieder schneller, und Johnnys Körper preßte sich gegen meinen. Angst hatte er nicht. Er quietschte vor Vergnügen, und es machte ihm auch weiterhin Spaß, als uns der Kreisel wieder ausspie. Dabei wurde unser Wagen vorgeschleudert. Raketenartig nahm die Geschwindigkeit zu, bevor wir in eine Linkskurve hineinglitten, die nicht in einem Kreisel verlief, sondern schnell zu einer Geraden wurde, die uns wieder in die Höhe transportierte.
»Das ist Klasse!«

Der kleine Johnny hatte einen unglaublichen Spaß. Er hatte sich auf diese Fahrt schon tagelang gefreut, jetzt kostete er sie richtig aus.

Wir wurden wieder langsamer. Unter uns arbeitete der Kettenzug und zog den Wagen in die Höhe. Die Schreie der anderen Fahrgäste in den sich ebenfalls auf der Bahn befindlichen Wagen erreichten unsere Ohren als verwehende Fetzen, und dann befanden wir uns auf dem höchsten Punkt dieses stählernen Gebirges.

Diesmal ging es auch in die Tiefe. Allerdings nicht sofort, sondern erst nach einer kleinen Mulde, die wir durchfahren mußten.

Provozierend langsam schob sich unser Wagen voran. Es schien, als sollten die Fahrgäste noch einmal Atem holen, bevor sie endgültig in die Tiefe rasten. Wir erreichten die Talsohle der kleinen Mulde, kletterten an der anderen Seite wieder hoch und schauten in die Tiefe. Mein Gott, das war steil. Fast blieb mir das Herz stehen, und unten, fast am Boden lief diese Schräge in einen Kreisel hinein, der die Wagen mit hoher Geschwindigkeit auf eine andere Bahn schleuderte, wo es dann auf und ab ging und man in Wellenform weiterfuhr.

Was soll ich noch lange darüber berichten? Wir brachten es hinter uns. Als wir aus dem Kreisel katapultiert wurden, hatte ich das Gefühl, mein Magen läge irgendwo im Nacken, und ich begann, mein Versprechen, das ich Johnny gegeben hatte, zu bereuen. Doch der Kleine freute sich. Auch über die Berg- und Talfahrt, die sich dem Kreisel anschloß. Ihm machte das Auf und Ab großen Spaß, mir weniger, und mir war schon richtiggehend übel. Noch übler wurde mir, als ich plötzlich sah, was sich vor mir abspielte. Nach dieser welligen Strecke führte eine Gerade wieder in die Höhe. Zwar nicht mehr so hoch wie bei den ersten beiden Malen, sondern auf mittlerer Höhe, wo der Wagen noch einmal Geschwindigkeit bekam.

Doch am Ende der Aufstiegstrecke stand eine Figur. Sie hielt sich mitten auf den Schienen auf, und mein Herz wollte plötzlich stillstehen, als ich ihn sah.

Das war doch nicht möglich! Ich klammerte mich unwillkürlich noch härter an den Haltegriff, während ich den Unheimlichen beobachtete und auch Johnnys Stimme vernahm.

»Onkel John, wer ist das?«

Ich gab keine Antwort, denn das Entsetzen hatte mir die Kehle zugeschnürt. Der Goldene war es nicht. Er sah anders aus.

Obwohl ich den Dämon Susanoo noch nie im Leben gesehen hatte, glaubte ich, daß er es war, der sich da auf den Schienen aufhielt, denn er hatte in der rechten Hand etwas, das ich verdammt gut kannte.

Tokatas Schwert!

***

Ich mußte den Schock wirklich erst überwinden.

Johnny hörte ich sprechen, wobei ich allerdings nicht verstand, was er sagte.

Der Anblick des Dämons war zu schlimm. Er war nackt bis auf einen weiten, aus Federn bestehenden Lendenschurz. Seine Haut schimmerte in einem giftigen Grün, und diese Farbe breitete sich von den Knien bis zum Gesicht hin aus. Seine Füße konnte ich nicht erkennen, sie steckten in seltsamen geschnürten Schuhen, deren Riemen fast bis an die Schienbeine liefen. Auf dem Schädel trug er einen Helm, dessen Form den Kopf nachmodellierte und auf seiner oberen Seite zwei kleine Flügel besaß. Die beiden großen Flügel befanden sich auf dem Rücken. Es waren gewaltige Schwingen, deren erste Hälfte silbrig schimmerte und die an den Rändern pechschwarz waren.

Irgendwie wurde ich an den Eisernen Engel erinnert, aber dieser Dämon hier war wesentlich grausamer als der Engel. Das allein zeigte schon sein Gesicht, ebenfalls giftgrün anzusehen, doch mit eiskalten, grellrot leuchtenden Augen. Die Wangen waren eingefallen, die Haut mußte sich dünn über die Knochen spannen, und sein Körper kam mir so muskulös vor wie der eines Supermans. Der Dämon hatte gewaltige Muskelpakete, die schon an Tarzan erinnerten.

Das schwere Schwert des Tokata trug er fast lässig. Seinen rechten Arm hatte er ausgestreckt, so daß die Spitze der Waffe genau auf den nächst anfahrenden Wagen wies.

In dem saßen wir!

Mir stockte der Atem.

Ich wollte es nicht glauben, doch die Tatsachen sprachen gegen mich.

Also hatte mich der Goldene nicht umsonst gewarnt, es gab diesen Gegner, den grauenhaften Dämon, der uns allen ans Leben wollte.

Ein paarmal holte ich tief Luft, schüttelte den Kopf und bemerkte mit Entsetzen, daß wir diesem unheimlichen Monstrum immer näher kamen. Aber auch der Schwertspitze…

Johnny bekam Angst. Er klammerte sich mit einer Hand an mich.

»Onkel John«, flüsterte er.

»Was ist das? Ich habe Angst, Onkel John. Der gehört doch nicht hierher.«

Da hatte mein Patenkind ein wahres Wort gesprochen. Nein, der Dämon gehörte nicht auf die Achterbahn, aber er hatte eine Aufgabe zu erledigen, er wollte uns vernichten. Von mir bekam Johnny keine Antwort, denn ich zog meine Beretta. Jetzt war ich froh, die Waffe mitgenommen zu haben, aber würden die geweihten Kugeln gegen ihn überhaupt etwas nutzen? Ich wagte es kaum zu glauben.

Das Ziehen der Pistole glich mehr einer Verzweiflungstat, und während wir langsam, aber stetig die Schräge hochgeschoben wurden, streckte ich meinen rechten Arm aus und hielt schräg über den

Haltegriff auf die schaurige Gestalt des wartenden Dämons.
Der kleine Wagen fuhr nicht glatt. Er rumpelte etwas, schwang dabei hin und her, so daß es gar nicht einfach war, ein Ziel ins Auge zu fassen, auch wenn es so groß war wie dieser Dämon. Dann feuerte ich. Zweimal drückte ich ab. Seltsam dünn klangen die Schüsse.
Wahrscheinlich hatte sie kaum jemand gehört, ich schaute auf den Dämon und wartete auf eine Reaktion. Fiel er? Brach er zusammen? Kippte er vom Gestänge der Achterbahn?
Nein, er blieb stehen. Wie eine Statue stand er da, denkmalgleich, und ich konnte nicht einmal feststellen, ob meine beiden Geschosse überhaupt ihr Ziel gefunden hatten.
Susanoo war nichts anzumerken.
Wir aber wurden auf ihn zugeschoben. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich versucht, auszusteigen.
Aber Johnny war bei mir, auf ihn mußte ich Rücksicht nehmen, alles andere zählte nicht. Der Kleine fragte weiter, und ich konnte ihm immer nur die gleiche Antwort geben.
»Bleib ruhig, Kleiner. Keine Angst, wir schaffen es schon. Das ist nur ein Scherz.«
»Aber du hast geschossen!«
Auf diese sehr richtige Feststellung hin bekam Johnny keine Antwort. Ich hatte gefeuert, was hätte ich anders tun sollen.
Jetzt bewegte er sich. Nur den rechten Arm senkte er, so daß die Schwertspitze die Bewegung mitmachte, schräg nach unten wies und damit genau auf uns. Ich krampfte mich zusammen. Mein Magen bildete plötzlich einen Klumpen, der Atem drang pfeifend über meine Lippen, während ich fieberhaft nach einem Ausweg suchte.
Es gab keinen. Wir waren der Technik der Achterbahn hilflos ausgeliefert und auch dem lauernden Dämon.
Und mein Kreuz?
Selbstverständlich hatte ich es mit, aber konnte es mich gegen Susanoo schützen? In letzter Zeit machte es sich immer stärker bemerkbar, daß ich seine Geheimnisse nicht vollends kannte. Ich konnte es deshalb auch nicht aktivieren und würde wohl hilflos dem lauernden Dämon entgegenfahren. Ob er nun von anderen ebenfalls gesehen wurde oder nicht, das alles spielte keine Rolle. Helfen konnte mir niemand.
Wie viele Yards trennten uns noch? Zwanzig, nur fünfzehn? Es war schwer, wenn nicht unmöglich, eine Entfernung genau abzuschätzen, für mich allein zählte nur noch der Dämon.
Er senkte das Schwert noch weiter. Deutlich sah ich die Spitze und auch die scharfen Schneiden der Klingen. Eine Schwertseite hatte Tokata den Kopf vom Rumpf geschlagen, nachdem der Samurai des Satans Harakiri begangen hatte. Würde sie mich nun köpfen?

In meiner Verzweiflung suchte ich nach einer Bremse. Die hatte der Wagen nicht!!!

Ich trat mit den Füßen, tastete über den Boden, vergeblich. Auch vernahm ich Schreie.

Irgendwo im Hintergrund hörte ich die Menschen, achten konnte ich darauf nicht, denn der Wagen wurde die letzten Yards geschoben und damit genau auf die mörderische Schwertspitze zu…

***

Die Wölfin war kaum noch zu beruhigen.

Sie spürte die Gefahr, ihr Innerstes war regelrecht aufgewühlt.

Die Seele des Menschen war vergleichbar Mit einer empfindlichen Elektronik.

Sie nahm Schwingungen auf und wußte sie auch genau zu deuten.

Die Gefahr wuchs.

Ein fast hilfloses Knurren drang aus dem Maul des Tieres.

Es hatte die Schnauze weit aufgerissen.

Geifer tropfte daraus hervor, der Schwanz peitschte, und der Kopf schlug von einer Seite auf die andere.

Gerade die Hilflosigkeit machte die Wölfin so verrückt.

Als Mensch hatte Nadine Berger diese sensitiven Eigenschaften nicht besessen.

Erst als ihre Seele in den Körper des Wolfes eingedrungen war, hatte sich dieses Bewußtsein erweitert.

Ihre Augen glühten in einer seltsamen Farbe.

Fast dunkelblau zu nennen, dazwischen mit dem natürlichen Grünschimmer, den sie immer besaßen.

Und sie sandte einen geistigen Hilfeschrei aus.

Irgendwer mußte ihn doch hören, sie wollte Kontakt haben mit der Person, die sich in ungeheurer Gefahr befand, wollte ihn warnen, damit er weglief, aber der gedankliche Schrei erreichte die Person nicht.

Ungehört verhallte er…

Oder nicht?

Plötzlich merkte die Wölfin etwas.

Jemand hatte ihren Hilferuf vernommen, da war etwas, unendlich fern, aber dennoch nah.

Über Dimensionen hinweg hallte der verzweifelte Ruf des sensitiven Tieres, wurde aufgefangen und weitergeleitet.

Kam vielleicht Hilfe?

Noch einmal formulierte die Wölfin ihren Schrei, durchstieß mit ihm die Grenzen der Zeit, blieb für einen Moment zitternd stehen und brach dann zusammen, da die Anstrengung weit über ihre eigentlichen Kräfte hinausgegangen war…

***

Da stoppte der Wagen!

Es gab noch einen Ruck, und plötzlich blieben wir stehen. Genauso weit von dem Dämon entfernt, daß er uns mit seiner Schwertspitze nicht erreichen konnte, wenn er jetzt zuschlug. Die Zeit stand still.

Dieses Gefühl hatte ich. Wir schienen uns in einem Vakuum zu befinden, luftleer der Raum, in dem es nichts mehr gab. Kein Vor-, kein Zurück, nur eben wir. Ich holte tief Luft. Neben mir schluchzte Johnny.

Es war ein Geräusch, das mich wieder aus der anderen Welt in die normale hineinriß, und ich somit alles klarer sah.

»Onkel John, warum fahren wir nicht weiter?«

Der Kleine bekam von mir keine Antwort, denn ich hatte jetzt auch die Rufe vernommen, die unter uns aufgeklungen waren. Wahrscheinlich war die seltsame Gestalt bemerkt worden.

Man hatte reagiert und den Strom abgeschaltet, wobei man uns noch eine Galgenfrist gewährte.

Beide vernahmen wir die Lautsprecherstimme. Hohl und blechern drang sie bis in unsere Höhe.

»Behalten Sie die Ruhe, meine Herrschaften. Bleiben Sie um Himmels willen in ihren Wagen sitzen. Es ist nur ein kleiner technischer Defekt, der allerdings sehr schnell behoben sein wird. Bleiben Sie, wo Sie sind. Wir kümmern uns um Sie.«

Jetzt war mir klar, daß der Strom auf normalem Wege abgeschaltet worden war. Dahinter steckte keine Magie, und mir war es deshalb möglich, den Wagen zu verlassen, ohne daß ich auf eine stromführende Schiene trat.

Das tat ich auch.

Johnny erschrak, als er sah, wie ich mich aufrichtete und dabei den Dämon nicht aus den Augen ließ.

»Onkel John, wo willst du hin? Bitte, ich habe Angst.«

»Die brauchst du nicht zu haben, mein Kleiner. Bleib du nur sitzen, das andere erledige ich.«

»Aber wenn…«

»Bitte, Johnny…«

Ich verließ den Wagen und hörte das Weinen des Jungen. Dann stand ich auf den Schienen.

Es war eine Schräge, das hatte ich schon erwähnt. Normal stehen konnte ich nicht, ich wäre nach hinten weggekippt, also versuchte ich mich nach vorn zu beugen, an den Schienen Halt zu finden und so das Gleichgewicht zu halten.

Eine schlechte Lage, wenn ich in einen Kampf mit dem Dämon eintreten sollte. Ich meiner vorn übergebeugten Haltung war ich immer benachteiligt.

Jetzt wo das Rattern der Wagen nicht mehr zu vernehmen war, konnte ich die Stille regelrecht fühlen. Sie lastete auf mir wie ein Druck, aber ich hörte auch das Rufen der Menschen. Tief unter mir mußten sie zusammenlaufen, und wahrscheinlich starrten sie auch in die Höhe, wo wir uns gegenüberstanden.

»Onkel John, Onkel John!« hörte ich die Stimme des Jungen. »Bitte, komm zurück!«

Nein, ich wollte nicht mehr zurück. Wenn ich es austrug, dann jetzt und hier.

Gnadenlos knallte die Sonne auf mich herab. Ich war in Schweiß gebadet. Das salzige Zeug rann über mein Gesicht, auch den Körper hinab und tränkte die Kleidung. Verbissen hatte ich die Lippen aufeinandergepreßt.

Ich mußte mich voll konzentrieren und dachte auch daran, den Dämon wegzulocken. Wenn ich es schaffte, daß er seinen Platz verließ, dann war Johnny nicht mehr in unmittelbarer Gefahr und konnte vielleicht von einem Helfer gerettet werden.

Zudem dachte ich auch an seine Eltern. Sheila und Bill standen unten. Was mußten sie alles durchmachen, wenn sie sahen, was sich hier oben alles ereignete!

Ich warf einen Blick nach links. Zuvor hatte ich mich nicht getraut. Jetzt allerdings erkannte ich, daß unter mir auch ein Schienenstrang entlanglief, vielleicht drei Yards entfernt und etwas versetzt.

In der Nähe stieg auch ein Eisenträger in die Höhe. An ihn waren die Schienen vernietet.

Eine Wahnsinnsidee durchzuckte mich. Sollte ich den Sprung wagen? Hatte ich Glück, kam ich auf den Schienen an. Wenn nicht, würde ich fallen und mit zerschmettertem Körper irgendwo liegenbleiben.

All diese Gedanken durchtobten meinen Kopf innerhalb von Sekundenschnelle, und ich mußte mich zu einer Entscheidung aufraffen, sonst war alles verloren.

Noch zögerte der Dämon. Nicht mehr lange. Er schien sich seiner Sache sicher zu sein, denn langsam hob er den rechten Arm mit dem Schwert. Ein Sonnenstrahl traf die Klinge und ließ sie hell aufblitzen.

Dann sprang ich. Es war gefährlich, verdammt, das wußte ich, aber mir blieb keine andere Wahl, doch wenn ich den kleinen Johnny aus der Gefahrenzone bringen wollte, dann gab es keine andere Möglichkeit. Ich fiel.

Plötzlich waren die unsichtbaren Hände da, die mein Herz umklammerten und es zusammenpreßten. Obwohl die Zeit bis zum Aufprall sicherlich nicht mehr als eine Sekunde betrug, kam sie mir dennoch ungemein lang vor.

Der Aufschlag.

Ich hörte Schreie, denn hinter mir stand ein Wagen, in dem zwei

Fahrgäste saßen. Um sie konnte ich mich nicht kümmern, ich hatte genug mit mir selbst zu tun. Wenn es mir nicht gelang, mich zu fangen, war alles verloren. Ich durfte nicht kippen!

Mit dem rechten Bein knickte ich weg. Für einen winzigen Augenblick schwebte ich in Lebensgefahr, dann konnte ich mich wieder fangen, knickte ein, und es gelang mir tatsächlich, mit beiden Händen auf der Schienenmitte den nötigen Halt zu finden. Tief atmete ich durch, es fiel mir schwer.

Im Moment wurde mir schwindlig, ich konnte es noch nicht fassen, gerettet zu sein, aber es war nur eine scheinheilige Rettung, denn als ich den Kopf drehte und nach oben schaute, stand der Dämon über mir auf der Schiene und hatte sein Schwert hoch erhoben.

Johnny interessierte ihn nicht! Dieser Gedanke durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Der Kleine war vorläufig gerettet, Susanoo wollte nur mich. Aber wohin sollte ich?

So rasch es ging, bewegte ich mich auf den Stützpfeiler zu. Er befand sich an der linken Seite der Schiene, stach in die Höhe und verbreiterte sich zu einer Art Gabel, um über mir einen Schienenstrang tragen zu können. Als ich den Pfeiler berührte, sprang auch der andere.

Nein, es war kein direktes Springen, sondern eher ein Schweben, denn er hatte seine Flügel ausgebreitet. Sanft ließ er sich tragen, und er landete auch sanft.

Ich stand am Pfeiler. Das Kreuz hielt ich jetzt in der Hand. Mein Innerstes war aufgewühlt, ich zitterte und bebte, der Kampf würde mir alles abverlangen, und ich hoffte, daß ich den tödlichen Schwertstößen wenigstens einige Sekunden lang entgehen konnte.

Er schlug zu. So langsam er sich zuvor bewegt hatte, so schnell war er jetzt. Mit einer raschen Drehung rettete ich mich und schaffte es, schräg hinter den Pfeiler zu gelangen. Die Klinge aber klirrte dagegen. Sie war wuchtig geschlagen worden, ich hatte sogar Angst, daß der Pfeiler knicken konnte, denn er vibrierte stark. Aber er hielt!

Dem zweiten Schlag konnte ich nicht entgehen, das stand fest. Und wenn ich einen Blick in die Tiefe warf, so sah es auch hoffnungslos aus. Denn da hinunterzuspringen, hätte mich das Leben gekostet.

Keine Chance mehr.

Und da geschah etwas Unwahrscheinliches…

***

Der Goldene erschien!

Ich vernahm ein fauchendes Geräusch, als wäre hinter mir die Luft zusammengeschlagen. Blitzschnell drehte ich mich um, wobei ich mich mit einer Hand am Pfeiler festhielt. Vor mir stand tatsächlich der Goldene Samurai!

Jetzt endlich erfuhr auch ich, daß sein Erscheinen in der Geisterbahn keine Halluzination gewesen war. Johnny und ich hatten ihn gesehen. Und er war zurückgekommen.

»Ich hatte dich doch gewarnt!« sprach er mich an und schüttelte seinen Kopf, wobei blitzende Reflexe entstanden, als das Sonnenlicht auf ihn fiel.

»Aber du hast nicht hören können…«

»Was sollte ich denn tun…?«

»Gar nichts«, erwiderte der Goldene und schob sich vor. »Jetzt bin ich an der Reihe!«

Er ging an mir vorbei, ohne mich irgendwie zu beachten. Für ihn gab es nur den Dämon Susanoo. Die beiden haßten sich, sie waren Todfeinde, und würden sie es wirklich hier auf den Schienen des Achterbahn austragen?

Eine unwahrscheinliche Vorstellung, die mich irgendwie bedrückte, denn diesem Kampf würden zahlreiche Zeugen zusehen. Menschen, die nichts begreifen konnten und mit hineingerissen wurden in den Kreislauf des Schreckens.

Aber hatte der Goldene überhaupt Waffen? Ich sah nur den Dolch, und er steckte im Gürtel. Doch in der anderen Hand trug er etwas, das ich ebenfalls schon auf der Insel des Schweigens gesehen hatte.

Amaterasus Fächer!

Dieser Fächer war etwas besonderes. Zusammengeklappt eignete er sich hervorragend als Angriffswaffe. Klappte man ihn jedoch auseinander, wurde daraus eine Abwehrwaffe. Wenn Susanoo ihn nun mit dem Schwert attackierte, konnte der Goldene ihn abwehren. Aber würde der Fächer den Schlägen des Goldenen widerstehen können?

Ich hoffte es und drückte dem Samurai beide Daumen, als er immer weiter auf Susanoo zuschritt. Nachdem die beiden nur noch eine Entfernung von höchstens vier Schritten trennte, blieb der Samurai stehen. Sie sprachen nicht, bis Susanoo lachte.

»Ich freue mich«, sagte er, »daß du freiwillig gekommen bist. So brauche ich dich nicht erst zu suchen, um mir das zurückzuholen, was mir gehört. Gib mir den Fächer her!«

»Den Fächer?« Diesmal lachte der Goldene. »Er gehört nicht mir, und er gehört auch nicht dir. Du weißt, daß er einzig und allein der Sonnengöttin Amaterasu zusteht.«

»Na und? Ich bin ihr Bruder!«

»Aber ein Geächteter.«

Da lachte Susanoo.

»Geächtet? Nein, niemals. Es war nur eine Rivalität zwischen uns. Sie hätte meinen Befehlen folgen sollen, dann wäre alles in Ordnung gewesen, so aber hat sie nichts, und auch ich habe nichts. Aber ich werde den Fächer meiner Schwester bekommen, das sage ich dir.

Nicht umsonst habe ich das Drachenreich verlassen und bin in diese verfluchte Welt gekommen.«

»Dann hole ihn dir!« peitschte die Stimme des Goldenen.

Susanoo redete nicht mehr. Er griff an.

Es war ein wuchtiger Stoß mit dem Schwert, den er führte, wobei sich seine Schwingen ausbreiteten und er leicht über der Schiene schwebte.

Ich konnte diesem Fight nur zusehen, und ich kam mir vor wie damals auf der Insel des Schweigens, als Suko und ich Zuschauer beim Kampf der Giganten gewesen waren.

Der Goldene hatte den Fächer. Ich konnte es kaum verfolgen, so schnell klappte er ihn auseinander und machte aus ihm eine Abwehrwaffe. Als er ihn auseinanderschlug, da ging eine glutrote Sonne auf, die auf der gesamten Fläche des Fächers als Bild zeigte.

Amaterasus Zeichen. Das Stigma der Sonnengöttin.

Ich vernahm das Singen, als das Schwert gegen den Fächer prallte. Mit der Spitze war es davor geschlagen, und es schaffte es nicht, den Fächer zu zerstören. Er war so hart gebaut, daß er auch dem Schwerthieb widerstehen konnte.

Dann erfolgte die nächste Attacke. Leider konnte ich Susanoo nicht sehen, der Rücken des Samurais deckte mein gesamtes Blickfeld ab, aber ich hörte, wie der zweite Streich gegen den Fächer fuhr und eine lange Funkenspur in die Höhe schleuderte. Rotglühend war sie, und ihr folgte das Lachen des Dämons Susanoo.

Bisher hatte der Goldene nicht aktiv in den Kampf eingegriffen, er hatte sich nur auf die reine Defensive beschränkt, und ich bekam Angst, daß es so bleiben würde.

Susanoo schlug zu. Er setzte all sein Vertrauen in das gewaltige Schwert des Tokata, von dem die Sage umging, daß es in der Jigoku, der Hölle, geschmiedet sein sollte.

Ich schaute weiterhin zu. Aber ich bekam Angst um den Goldenen, denn er wurde immer mehr zurückgetrieben, und er geriet auch in meine Richtung.

Den Fächer allerdings, den beherrschte er meisterhaft. Wie er die Hiebe abwehrte, das war schon eine Schau für sich. Rechts und links wischten sie auf ihn zu. Bei jedem Treffer raste eine Funkenspur vom Fächer weg, schlug einen Bogen und verglühte.

Noch stand der Dämon auf den Schienen, aber nicht mehr lange. Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende geführt, als er seine Schwingen ausbreitete und sich erhob.

Plötzlich schwebte er nicht nur vor dem Goldenen, sondern auch darüber. Bei dieser Attacke hielt er seine Waffe mit beiden Händen fest. Und seine Schläge kamen noch härter, noch gnadenloser und auch wuchtiger. Wie lange konnte der Goldene diesen Attacken

standhalten? Und warum wehrte er sich nicht.

Dann zog er den Dolch. Es gab einen freudigen Stich in meiner Brust, als ich dies sah. Würde der Goldene jetzt den Gegenangriff starten?

Wieder raste schräg ein Schlag auf ihn zu, der Samurai duckte sich, hob den Fächer an und nahm dem Treffer die erste Wucht. Fast wäre er noch gestürzt, aber er konnte sich im letzten Moment fangen. Knallhart kamen die nächsten Hiebe, bis der Goldene seine Chance erkannte.

Als Susanoo noch einmal weit ausholte und für wenige Augenblicke die Zeit einfach stehenzubleiben schien, da griff der Samurai eiskalt an.

Mit einem Dolch!

Tokata hatte diese Waffe geschafft. Würde sie auch den Bruder der Sonnengöttin Amaterasu schaffen?

Ich wußte nicht, wie gut der Goldene beidhändig kämpfen konnte, auf jeden Fall hielt er den ausgeklappten Fächer in der rechten und seinen Dolch in der linken Hand. Damit stieß er zu.

Nie hatte ich den Goldenen so schnell gesehen, auch im Kampf gegen Tokata nicht. Er glitt unter dem auf ihn zufahrenden Schwert hinweg, warf sich in seinen Gegner hinein und erwischte ihn am Bein. In den linken Oberschenkel drang die Klinge, wobei der Goldene nicht losließ und die Waffe einmal hochzog.

Eine Wunde klaffte im Bein des Dämons, und eine hellgrüne Flüssigkeit, die mich an Meerwasser erinnerte, schoß daraus in einem dicken Strahl hervor. Zum erstenmal zeigte sich Susanoo geschwächt. Ein hastiger Flügelschlag, und er schwebte über uns.

Erledigt war er allerdings nicht, mußte aber achtgeben, denn nun spielte der Goldene seinen zweiten Trumpf aus. Seine Diener waren plötzlich da. Bisher hatte ich sie nicht zu Gesicht bekommen.

Es waren ebenso goldene Wesen wie der Samurai, und sie waren hervorragend bewaffnet. Ich hatte erlebt, wie gut sie mit Pfeil und Bogen umgehen konnten.[5] Daß sie nichts verlernt hatten, bewiesen sie in den nächsten Augenblicken. Die Pfeile lagen bereits auf den gespannten Sehnen. Sie brauchten nur losgelassen zu werden. Das taten die Diener.

Ein hohes Singen traf meine Ohren, als drei Sehnen auf einmal zurücksprangen und ihre tödlichen Pfeile auf die Reise schickten. Ungewöhnlich schnell waren sie, mit den Augen kaum zu verfolgen, und sie trafen ihr Ziel. Nein, ich hatte mich geirrt. Die Pfeile — so schnell sie auch waren — schafften es nicht.

Susanoo war einfach flinker.

Ob er die Gefahr nun gesehen oder nur gerochen hatte, ich konnte es nicht sagen, wie ein Komet tauchte er nach unten, entging den Pfeilen, und bevor seine Gegner noch die nächsten auf die Sehnen gelegt

hatten, war der Dämon verschwunden.
Er kam auch nicht zurück. Der Kampf hatte keinen Sieger gefunden. Unentschieden war er ausgegangen…

***

Ich lehnte zitternd an der hohen Strebe und klammerte mich an ihr fest, als wäre sie der letzte Rettungsanker, der mir überhaupt noch geblieben war. Dieser Fight, obwohl ich nicht selbst daran beteiligt war, hatte mich genervt. Wäre der Goldene nicht im letzten Augenblick hinzugekommen, hätte ich alles verloren gehabt.
Und Johnny lebte auch noch. Ich hörte von oben her seine dünne Stimme.
»Onkel John, Onkel John, wo bist du?«
»Alles okay, Kleiner«, gab ich krächzend zurück. »Wirklich alles okay, du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen.«
Ich mußte husten, da mich schon allein das Sprechen anstrengte. Zudem wollte das Zittern der Knie einfach nicht aufhören, deshalb blieb ich auch weiterhin stehen und spielte nur Statist. Der Goldene kam auf mich zu.
»Du hast Glück gehabt, John Sinclair, großes Glück…«
Ich nickte.
»Das kann ich dir verdanken.«
»Nein, jemand anderem.«
Überrascht schaute ich den Goldenen an.
»Und wem?«
»Ich weiß es nicht, aber es hat mich ein geistiger Hilferuf erreicht. So etwas kommt höchst selten vor, daß Gedanken auch in meine Dimension hineinstoßen, aber es ist passiert. Und dieser Hilferuf machte mich auf die Gefahr aufmerksam.«
»Wer hat ihn ausgestoßen?«
»Den Namen kenne ich nicht. Ich weiß es nicht, wer da gerufen hat. Aber es war kein Mensch, auch kein richtiger Dämon. Ich habe eher das Gefühl gehabt, es mit einem Tier zu tun…«
»Nadine Berger!«
»Wer ist das?« fragte er mich.
»Ein Wolf, in dem die Seele eines Menschen lebt. Und er ist für mein kleines Patenkind verantwortlich. Er achtet auf Johnny, und er muß gespürt haben, daß ihm Gefahr droht.«
Der Goldene nickte. »Das kann sein.«
Ich atmete tief aus. Das Gespräch mit dem Samurai hatte mir meinen Lebensmut und Überlebenswillen zurückgegeben. Ich nahm meine Umgebung wieder deutlicher wahr, auch das Zittern der Knie hatte aufgehört. Nur noch der Schweiß klebte auf meinem Körper.
Unter mir mußte eine Hölle toben. Das Schreien klang bis zu mir

hoch und auch das Heulen von Polizei- und Feuerwehrsirenen. Ich drehte ein wenig den Kopf und sah die beiden Diener des Goldenen an strategisch günstigen Stellen stehen und den Himmel beobachten. Sie trauten dem Frieden nicht und behielten alles im Blickfeld.

»Ich darf dir noch einmal danken«, sagte ich zu dem Goldenen. »Ohne dich wäre alles verloren gewesen.«

»Ich weiß«, gab er zurück.

»Du mußt mir auch dankbar sein. Und du könntest mir deine Dankbarkeit beweisen.«

»Wieso?«

Das goldene Gesicht verzog sich zu einem Lächeln.

»Ich mache nicht gern etwas umsonst, ich habe meinen Preis, und den verlange ich. Außerdem ist es in deinem Sinne, denn Susanoo will ja auch dich töten, da du ebenfalls ein Feind Tokatas gewesen bist.«

»Was muß ich tun?«

Meine Stimme klang belegt. Ich hatte den Goldenen für einen Moment als Freund oder Partner angesehen, das allerdings erwies sich als Irrtum. Er dachte nur an seinen eigenen Vorteil und wollte ihn auch ausspielen.

»Es geht um Tokatas Schwert. Ich will nicht, daß es in Susanoos Besitz bleibt. Hole das Erbe zurück!«

»Ich?«

Der Goldene lachte. »Wer sonst? Glaubst du, ich habe dir nur aufgrund deiner Anwesenheit das Leben gerettet? Nein, dahinter steckt schon etwas, das will ich dir sagen.«

»Aber ich bin viel zu schwach, um gegen Susanoo anzukämpfen. Du hast es nicht einmal geschafft. Was soll ich denn da noch alles tun?«

»Du hast Mut, du hast Geschick.«

»Und warum holst du es nicht selbst?«

Diese Frage brannte mir schon lange auf der Zunge, und ich war gespannt, welch eine Ausrede mir der andere entgegenhalten würde.

»Weil es nicht geht. Ich komme nicht in das Drachenland hinein.«

»Wohin?«

Der Goldene bemerkte mein Erstaunen und amüsierte sich.

»Susanoos Heimat ist das Land der Drachen. So jedenfalls nennen wir es. Und er, der Bruder der großen Sonnengöttin Amaterasu, herrscht über das gläserne Drachenmeer. Das ist seine Heimat, in diesem Land ist er der König und hat die Grenzen für mich versiegelt. Du aber kannst es betreten, das Land zwischen den Dimensionen, ein Land, das nicht sein darf, und ich will, daß du dort deiner Aufgabe nachkommst.«

»Nein, nie!«

»Bist du so undankbar?«

»Ich bin nicht undankbar«, erwiderte ich, »und vielleicht kann ich

mich eines Tages mal revanchieren, Goldener. Aber wenn ich einem Menschen das Leben rette, dann denke ich nicht darüber nach, was dieser Mensch noch alles für mich tun könnte. Ich hoffe, wir haben uns verstanden. Das Drachenland werde ich nicht besuchen.«

»Du willst das Schwert nicht zurückholen, John Sinclair?«

Seine Stimme klang schon drohend.

»Nein, ich sagte es. Ich lasse mich nicht auf diese miese Art und Weise erpressen.«

»Zwingen könnte ich dich, aber ich mache es nicht. Dann mußt du eben allein mit dem Dämon Susanoo fertig werden, mehr sage ich dazu nicht. Viel Erfolg, Geisterjäger…«

Für ihn war die Sache erledigt. Er drehte sich ab und winkte seinen Dienern. Geschickt turnten die beiden goldenen Männer auf ihn zu und entzogen sich meinen Blicken. Ich blieb schweratmend stehen.

Allmählich nur verlor sich die Spannung, die mich umklammert gehalten hatte. Aber noch immer zitterten mir die Knie und liefen mir Schauer über den Rücken. Was ich hinter mir hatte, war ziemlich hart gewesen, da half auch kein Durchatmen, um das Zittern wegzubekommen.

Über mir befand sich Johnny. Auf der gleichen Schiene mit mir allerdings sah ich den Wagen mit den beiden Fahrgästen, die alles mitbekommen haben mußten. Ich schaute in ihre Gesichter. Sie waren starr, das sah ich selbst aus dieser Entfernung. Das Grauen stand in ihnen festgeschrieben, wahrscheinlich standen die beiden unter einem Schock.

Noch immer heulten Sirenen. Unter mir mußte der Teufel los sein. Dieser Jahrmarkt hatte seine Sensation bekommen. Eine Sensation, die zum Glück keinen Toten gefordert hatte. Das war für mich das Allerwichtigste.

Auch Johnny lebte noch.

Als ich an ihn dachte, hörte ich seine Stimme: »Onkel John, da kommt eine Leiter.«

Er hatte einen besseren Sichtwinkel als ich. Ich hielt mich weiterhin an dem Träger fest, das würde auch noch eine Weile so bleiben, erst einmal sollten die Männer den kleinen Jungen retten.

Dabei dachte ich auch daran, was mir der Goldene alles gesagt hatte. Er hatte von einem verzweifelten Hilferuf gesprochen, der ihn erreicht hatte. Nadine Berger, die Wölfin, mußte ihn ausgestoßen haben. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Zwischen ihr und Johnny gab es meiner Ansicht nach ein unsichtbares Band, das die beiden verband. Konnte sich die Wölfin auf den Jungen einstellen? War sie in der Lage, seine Stimmungen und seine Gefühle zu spüren? Alles deutete darauf hin, und ich sah es auch so. Für mich gab es keine andere Alternative.

Ich hörte ein summendes Geräusch, und wenig später erschien vor

mir das Ende einer ausfahrbaren Leiter. Zwei Männer der Feuerwehr standen auf den obersten Sprossen. Sie hatten ihre Blicke überall, sahen mich am Pfeiler stehen und winkten. Ich schüttelte den Kopf, wobei ich noch nach oben deutete.

»Holen Sie zuerst den Jungen! Er sitzt über mir in einem Wagen.«

»Nein, der Strom wird gleich wieder laufen, dann fahren die Wagen automatisch nach unten.«

Damit hatte der Mann natürlich recht. Aber ich wollte Johnny nicht allein lassen und drang darauf, daß die Männer der Feuerwehr mich mitnahmen. Erst wollten sie nicht. Als ich ihnen erklärte, wer ich war, hatten sie ein Einsehen. Ich balancierte auf die Leiter zu. Mir zitterten weiterhin die Knie, als ich über die Schiene schritt und mich der in der Sonne blitzenden Alu-Leiter näherte.

Die Arme hatte ich ausgebreitet, so daß ich besser das Gleichgewicht halten konnte. Man streckte mir Hände entgegen. Dankbar ergriff ich sie und fand schließlich den Halt auf den Sprossen. Zunächst begann das große Aufatmen. Mitleidige Blicke trafen mich, ich hörte auch einen leisen Vorwurf.

»Warum sind Sie nicht in Ihrem Wagen geblieben?«

»Das ist die Frage«, erwiderte ich ausweichend und schaute zu, wie sich die Leiter in die Höhe schob.

Immer näher kamen wir der Schiene, wo der kleine Johnny im Wagen wartete. Als sich Leiter und Schiene auf einer Höhe befanden, verließ ich die Sprossen und kletterte zu meinem Patenkind. Johnny schaute mich aus großen Augen an.

»Ist jetzt alles vorbei, Onkel John?«

»Mein, mein Kleiner, wir haben es hinter uns.«

»Und wann können wir fahren?«

Die Antwort bekam er nicht von mir, sondern von einem der Feuerwehrmänner.

»Wenn wir alles nachgeschaut haben, laufen auch wieder die Wagen.«

Johnny nickte.

Ich kletterte steifbeinig in das Gefährt und schaute mich um, so gut es ging. Überall standen die Wagen. Sie waren durchweg mit zwei Personen besetzt. Die erste Angst war von den Fahrgästen überwunden worden. Ich hörte kein Weinen oder Schreien. Nur brannte die Sonne auf unsere Köpfe. Sie trocknete aber auch den Schweiß, der aus unseren Poren drang.

Ich unterhielt mich mit Johnny und erklärte ihm, daß wir uns alle freuten, wenn wir wieder unten waren. Die Zeit wurde lang. Noch eine Viertelstunde dauerte es, bis die Männer der Feuerwehr alles durchgecheckt hatten und die Strecke quasi freigaben. Es gab einen Ruck, als wir anfuhren.

»Na ja«, sagte ich und lachte.
»Jetzt brauchst du keine Angst mehr zu haben, Johnny.«
»Und du, Onkel John?«
»Ich auch nicht…«

***

Der Reihe nach rollten die kleinen Wagen aus. Jeder, der auf der langen Schiene langsamer wurde, den begrüßten die Zuschauer mit großem Beifall. Auch bei uns geschah dies.
Ich hatte bereits von oben gesehen, daß sich zahlreiche Menschen dort versammelten, wo sich auch die Auslaufschiene und das Kassenhäuschen befanden. Sie winkten und riefen die Namen der Fahrgäste, und als wir schließlich standen, da war es eine blondhaarige Frau, die sich mit allen Kräften durch die Masse der Neugierigen schob, ihre Ellbogen einsetzte und immer wieder den Namen ihres Sohnes schrie.
Sheila kam.
Johnny sprang auf, als er seine Mutter sah. Seine Augen strahlten plötzlich.
»Das war toll, Mummy. Ich habe ein richtiges Abenteuer erlebt. Wenn ich das meinen Freunden erzähle, die werden mir bestimmt nicht glauben, Mummy.«
Sheila hörte nicht auf das, was ihr Sohn sagte. Dafür schaute sie mich an. In ihrem Blick las ich einen solchen starken Vorwurf, daß ich direkt Angst bekam. Sicherlich schob Sheila mir wieder die Schuld in die Schuhe. Dabei konnte ich ihr nicht einmal einen Vorwurf machen, obwohl ich mich nicht schuldig fühlte. Es waren einfach die Umstände, die mich in diese Situation hineingezwungen hatten.
Mit steifen Beinen verließ auch ich den kleinen Wagen. Der war für großgebaute Menschen nicht geschaffen. Ich vernahm um mich herum den Stimmenwirrwarr, sah zahlreiche Polizisten und Feuerwehrleute, die heftig diskutierten, und ich entdeckte zwischen ihnen auch Bill Conolly, der immer wieder nach oben deutete.
Vor der Achterbahn standen die Wagen der Beamten. Auf dem hellroten Lack der Feuerwehrautos spiegelte sich die Sonne. Ich bahnte mir meinen Weg und stand schließlich neben Bill, der mich erst wahrnahm, als ich ihm auf die Schulter klopfte.
Dann drehte er sich um, seine Augen weiteten sich, und er sagte nur: »Mensch, John.«
Ich grinste schief. »Alles klar, Dicker?«
»Wie hast du das geschafft? Ich habe Johnny schon gesehen. Ihm ist nichts passiert.«
»Nein, ich konnte den Dämon von ihm weglocken. Dann kam noch der Goldene, und alles war gelaufen.«

Bill zog ein zweifelndes Gesicht.
»Wirklich alles klar?«
»So ungefähr.«
»Hier weiß keiner so richtig, was eigentlich passiert ist. Die Leute glauben an die Tat eines Irren.«
Ich nickte.
»Laß sie, Bill, um Himmels willen, laß sie. Es ist am besten, wenn sie die Wahrheit nicht erfahren.«
»Und die sieht schlimm aus.«
»Ja.«
»Ich habe es ja als erster gesehen«, erklärte mir der Reporter, »weil ich euch nicht aus den Augen lassen wollte. Ich konnte nichts anderes tun, als den Besitzer zu zwingen, die Anlage abzustellen.«
»Das war deine beste Idee seit Jahren.«
Bill lachte freudlos, dann machte er kehrt und hielt nach seiner Familie Ausschau.
»Am besten ist es, wenn wir uns irgendwo hinsetzen und erst mal etwas trinken«, schlug ich vor.
Bill war einverstanden. Lokale gab es genug in der Nähe. Einfache Bierstände. Wir suchten uns einen aus, wo wir unter Bäumen hocken konnten, die ein wenig Schatten gaben.

***

Das Bier schmeckte mir ausgezeichnet. Auch Sheila hatte mir verziehen.
Johnny saß zwischen ihr und Bill. Er hatte das Erlebnis noch immer nicht verkraftet und sprach ununterbrochen davon. Dabei trank er seine Limonade. Der Strohhalm klemmte zwischen seinen Lippen, während er heftig saugte und dabei noch redete.
Wir sprachen natürlich über den Fall. Ich machte den Reporter auch mit Einzelheiten vertraut und rollte noch einmal die Vorgänge auf der Insel des Schweigens auf.
Bill schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich alles nicht. Aber es kann sein, daß du noch einmal dorthin mußt.«
Ich hob die Schultern. »Möglich, was ich allerdings trotzdem nicht so recht glauben will.«
»Und weshalb nicht?«
»Die Insel des Schweigens liegt in einer normalen Dimension, Bill. Susanoo aber lebt in einer anderen, die wir nicht kennen. Daran solltest du immer denken.«
»Und wie willst du sie finden?«
Ich hob die Schultern. »Vielleicht ist es gar nicht nötig, sie zu finden.«
»Wie meinst du das?«

»Unter Umständen kommt Susanoo zurück. Seine eigentliche Aufgabe hat er ja nicht erfüllt, wie du weißt.«

»Ja, das stimmt.«

Bill senkte seine Stimme. »Aber wie willst du ihn bekämpfen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Oder hoffst du auf den Goldenen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Meiner Ansicht nach müssen wir uns von einem Komplex befreien. Der Goldene ist nicht unser Freund. Auch nicht unser Partner. Er kocht sein eigenes Süppchen, auf der Insel damals hat er uns bereits gewarnt. Und diese Warnung hat er wiederholt, so schlimm sich das auch anhört, aber wir müssen uns den Tatsachen eben stellen.«

»Du warst nicht der einzige auf der Insel.«

»Ich weiß es.«

»Willst du Suko nicht warnen?«

»Der befindet sich mit Shao im Freibad.«

»Du kannst ihn ausrufen lassen.«

Ich grinste. »Klar, dazu muß ich allerdings wissen, in welchem er sich aufhält.«

Bill verdrehte die Augen. »Auch das noch. Heute läuft aber alles schief.«

Er nahm einen Schluck.

Sheila stieß ihn an. »Sollten wir nicht lieber nach Hause fahren?«

Bill schaute mich an. Ich hob die Schultern.

»Das müßt ihr wissen. Aber einen Grund gäbe es. Ihr müßt euch bei jemandem bedanken. Wäre Nadine nicht gewesen, hätte es ziemlich düster ausgesehen, wenn nicht sogar pechschwarz.«

Da stimmten mir alle zu. Bill zeigte sich verwundert über die Verbindung Nadines zu Johnny.

»Sei froh, daß es so ist«, erwiderte ich.

»Wenn das Verhältnis so bleibt, hast du einen hervorragenden Leibwächter.«

Die Conollys standen auf. Gezahlt hatte Bill. Er fragte noch, was ich vorhatte.

»Suko suchen.«

»Und dann?«

»Ich halte dich schon auf dem laufenden. Und ich glaube auch, daß Johnny sich nicht mehr in Gefahr befindet. Da kann Sheila beruhigt sein.«

Sie warf mir einen knappen Blick zu. »Das will ich auch schwer hoffen, mein Lieber, denn der Umgang mit dir wird von Mal zu Mal lebensgefährlicher.«

Bill stand mir zur Seite. »Wer einmal in den sauren Apfel gebissen hat, der muß ihn auch essen.«

Sheila erwiderte nichts, aber ich verstand sie. Sehr gut sogar.

***

Es war eine völlig andere Welt. Ein Land, das es nicht geben durfte.

Mit gewaltigen Bergen, noch größeren Meeren und einer unheimlichen Atmosphäre versehen.

Die Atmosphäre war in ihrer Düsternis wie ein gewaltiger, alles umfassender Schatten, die allerdings von einem seltsamen Gelb durchdrungen wurde, das irgendwo an der Unendlichkeit des Horizonts seinen Ursprung hatte.

Meere und Berge wechselten sich ab. Gewaltige Seen, deren Wasser graugrün schimmerte, zu hohen Wellen aufgetürmt wurde und mit unwiderstehlicher Kraft gegen die Berge donnerte.

Wie dieses Land mußte die Welt nach ihrer Entstehung einmal ausgesehen haben.

Leer und öd.

Und doch lebte etwas in dieser seltsamen Dimension.

Tief im Meer hatte Susanoo seinen Herrschaftsbereich, den er allein für sich beanspruchte. Er war der König, herrschte über die Fluten und lenkte sie mit seinem Willen. Seltsame Wesen begleiteten ihn.

Da waren die roten, kleinen Dämonen, die auch schon das Schwert von der Insel des Schweigens geholt hatten, um es ihm zu übergeben, Monströse Fische durchschwammen die Fluten. Halb Tier, halb Dämon.

Und nicht zuletzt die Drachen. Gewaltige, grüne, schuppige Riesen, die hin und wieder aus den Fluten stiegen und sich gegen die Felsen warfen, so daß die Berge fast bis in die Spitzen erzitterten.

Ein totes, ein grausames Land. Ein Land ohne Grün, ohne Leben. Wild, unheimlich, verlassen und vergessen. Aber er war jetzt bereit, in den Rhythmus der Zeiten einzugreifen, denn Susanoo deutete die Zeichen richtig.

Der Goldene war wieder aktiv geworden. Und damit stand die Rückkehr der Göttin Amaterasu unmittelbar bevor. Das mußte Susanoo auf alle Fälle verhindern. Die Göttin durfte auf keinen Fall wieder die Macht an sich reißen, denn dann würde sie ihn, Susanoo, vernichten. Deshalb wollte er mit allen Mitteln dafür sorgen, daß dies nicht geschah.

Und er hatte bereits einen Plan…

***

Von diesem seltsamen Land wußte ich nichts.

Meine Freunde und ich waren in einen höllischen Kreislauf geraten und mußten zusehen, daß wir ihm wieder entflohen. Dies würde mehr als schwierig werden, denn auf eine Hilfe des Goldenen konnten wir uns nicht verlassen. Ich schätzte ihn eher als einen Parasiten ein, der

andere die Arbeit machen ließ und selbst nur die Früchte ernten wollte. Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich meinen Bentley durch das heiße London lenkte.

Es war kein Vergnügen, bei diesem Wetter zu fahren. Der Belag auf den Straßen schien sich in eine sirupartige Masse zu verwandeln und an den Reifen klebenzubleiben. Zudem drückte die Luft jetzt, die Abgase der Fahrzeuge lagen wie eine Nebelschicht etwa zwei Yards hoch über der Straße und machten das Atmen zur Qual.

Wie sollten wir das Grauen stoppen? Mir war klar, daß der erste Angriff nur ein reines Vorgeplänkel gewesen war, beim nächstenmal würde Susanoo härter zuschlagen, und ich fragte mich, welchen Plan er austüftelte. Er wollte nicht nur den Goldenen töten, sondern auch die Sonnengöttin Amaterasu, und ich kam einfach nicht umhin, mich auch mit ihr zu beschäftigen.

Japanische Mythologie!

Mein Gott, wie wenig wußte ich darüber. Aber wo konnte ich mehr erfahren? Es gibt Büchereien, auch besaß die Horror-Oma Sarah Goldwyn eine große Bibliothek. Die alte Dame wollte ich an diesem heißen Tag nicht stören, zudem lag eine der großen Büchereien fast in der Nähe.

Ich fuhr hin.

Hinter dem alten Gebäude mit der Stuckfassade hatte man einen Parkplatz angelegt. Er war relativ klein. Ich fand trotzdem noch einen freien Platz, denn bei diesem Wetter hatte kaum jemand Lust, in den großen Hallen den Bücherwurm zu spielen.

Eine angenehme Kühle umfing mich, als ich die große Eingangstür aufstieß. Die Information war von einer bebrillten Lady besetzt, die trotz des heißen Wetters noch ein Kleid trug, das fast bis zum Hals zugeknöpft war. Fragend, aber auch ein wenig ungnädig schaute mich die Frau an.

»Was wünschen Sie?«

Ich zeigte ihr meinen Ausweis. Sie wurde sofort freundlicher und erkundigte sich noch einmal nach meinen Wünschen.

»Haben Sie Literatur vorrätig, die sich mit japanischer Mythologie beschäftigt?«

»Natürlich, Sir. Wenn Sie bitte mitkommen wollen?«

»Danke.«

Die Frau verließ ihre Bude.

Mit ihr zusammen betrat ich einen breiten Gang. Die Wände waren kahl, der Boden war gefliest, unsere Schritte hinterließen Echos. Vor einer Rundbogentür blieb sie einen Moment stehen, lächelte mir knapp zu und führte mich in einen Raum, der bis auf die Bücherregale leer war. Ich war der einzige Interessent.

»Hier werden Sie alles finden, was Sie benötigen, Sir.«

Sie deutete an mir vorbei.

»Dort hinten an den beiden Fenstern befinden sich auch Schreibtische. Da können Sie in Ruhe alles nachlesen.«

»Danke sehr!«

Die Frau schloß die Tür, und ich befand mich allein in dem etwas düsteren Raum. Er erinnerte mich an die Bibliothek in meiner alten Schule. Es roch auch so nach Bohnerwachs und Seifenlauge. Ein paarmal holte ich tief Luft und schaute mir dann die Regale näher an.

Sie standen nicht nur an den Wänden, sondern waren auch in den Raum hineingebaut worden, so daß sich zwischen ihnen regelrechte Gänge gebildet hatten. Hätte es in diesem Raum nur Bücher über japanische Mythologie gegeben, so hätte ich wahrscheinlich ein Jahr lang hier sitzen können. So aber war praktisch die Mythologie aller Erdteile vertreten. Von der europäischen über die afrikanische, die asiatische, bis hin zur australischen und der Mythologie ferner Pazifik-Inseln.

Japan fand ich auch. Zwei Regalreihen waren mit Büchern über dieses Land vollgestopft. Die meisten beschäftigten sich mit der uralten Tradition der Samurais. Sicher würde ich in den Folianten auch einiges über die Göttin Amaterasu und deren seltsamer Verwandtschaft finden, aber wohl nur am Rande, ich wollte spezielle Literatur darüber haben. Die gab es auch.

»Heilige und Götter«, nannte sich das Werk.

Ich nahm es und setzte mich hinter den Schreibtisch. Von rechts fiel Sonnenlicht durch die Scheibe, es blendete mich, so daß ich die Hälfte des Fensters mit einem Vorhang verdeckte. Dann begann ich zu blättern.

Erst jetzt erfuhr ich, wie vielfältig die Mythologie Japans war. Da kam ich überhaupt nicht durch. Es gab ungeheuer viele Gottheiten. Götzen, Götter, Untergötter, Diener, Dämonen, Zwitterwesen und immer wieder diese Familien.

Ich fand auch den Namen der Sonnengöttin Amaterasu. Ihr war ein großes Kapitel gewidmet, denn sie zählte zu den wichtigsten Gottheiten. Schon beim dritten Absatz tauchte der Name Susanoo auf. Ich erfuhr mehr über den Geschwisterkrieg und auch darüber, daß sie in das Dunkle Reich gestoßen worden war.

Als ich den Begriff las, begann ich zu überlegen. Das Dunkle Reich weckte in mir Assoziationen. Sollte damit etwa das gemeint sein, was wir Hölle nannten? Befand sich die Sonnengöttin etwa in der Hölle? Wenn ja, wo steckte ihr Bruder?

Ich blätterte weiter und stieß abermals auf den Namen Susanoo. Der Verfasser schrieb von ihm, daß er in einem Land zu finden war, das nicht sein durfte. Ein Land, das jenseits der Zeiten lag und der Vorhof zur Jigoku, der Hölle, war. Dort hielt sich mein ›Freund‹ Susanoo also

auf.

Ich schüttelte den Kopf, denn ich dachte an den Goldenen. Der hatte gewollt, daß ich diesem Land einen Besuch abstattete, um Tokatas Schwert an mich zu nehmen.

Nein, auf keinen Fall würde ich dieser Aufforderung Folge leisten. Das war überhaupt nicht drin. Ich hatte die Nase voll von Dimensionsreisen, weil ich kaum glauben konnte, daß man mich freiwillig dort wieder hinausließ.

Noch einen Begriff las ich. Man nannte diese Dimension auch das Drachenland. Der Verfasser sprach sogar von der Geburtsstätte der Drachen. Unter Umständen waren sie dort entstanden und hatten es verstanden, durch eine Dimensionslücke auch in früher Vorzeit auf unsere Erde zu gelangen. Möglich war alles.

Die nächsten Seiten las ich quer, denn ich wollte mich nicht zu lange in der Bibliothek aufhalten.

Schließlich wußte Suko noch nicht Bescheid, was da auf uns zurollte.

Auf den letzten Seiten des Kapitels fand ich auch Abbildungen. Das war einmal der Fächer, den jetzt der Goldene besaß. Die Bilder waren in Farbe gehalten, und ich konnte erkennen, daß der Fächer auf dem Bild so aussah wie in Wirklichkeit.

Auch Susanoo war zu sehen. Ein gewaltiger Dämon mit riesigen Flügeln, und abermals überkam mich die Erinnerung an den Eisernen Engel.

Auf der nächsten Seite sah ich ein Bild der Sonnengöttin. Seltsamerweise zeigte sie sich als Mensch.

Wer den Film »Goldfinger« gesehen hat, der weiß vielleicht, was ich meine. Die Haut der Amaterasu schimmerte golden, als hätte jemand mit einem Pinsel hauchdünnes Blattgold über einen nackten Körper verteilt. Schwarz und lang waren die Haare. Sie reichten sehr weit auf den Rücken und umrahmten ein schmales Gesicht.

Ich zuckte zusammen.

Verdammt, das Gesicht kam mir bekannt vor.

Ich hatte es schon einmal gesehen, schon des öfteren. Gestern noch, ich sah es fast jeden Tag.

Mein Herz schlug plötzlich schneller, doch die Tatsachen waren nicht von der Hand zu weisen.

Amaterasu, die Sonnengöttin, hatte eine frappierende Ähnlichkeit mit Shao!

***

Ich stand da, wie vom Donner gerührt. Das war einfach unglaublich, sagenhaft. Ich schaute mir das Bild einmal an, ein zweites- und ein drittesmal. Die Ähnlichkeit blieb.

Amaterasu, die Sonnengöttin, sah Shao, Sukos Freundin, ungemein

ähnlich.
Man konnte fast meinen, daß sie Zwillinge waren.
Ich hatte Shao nie nackt gesehen, diese Aufnahme hier zeigte die Sonnengöttin unbekleidet, aber ich konnte mir vorstellen, daß Shao ebenso aussah.
Was ließ sich daraus schließen? Erst einmal dachte ich überhaupt nicht nach, sondern nahm das Buch und ging zu einem kleinen Kopierapparat. Er war leider nicht angeschlossen. Ich mußte erst die Lady vom Empfang holen. Sie half mir und kassierte für die Kopie fünf Pence.
»Dann haben Sie gefunden, was Sie suchten, Sir, oder?« fragte sie voller Neugierde.
Ich schaute sie an.
»Fast.«
»Fehlt Ihnen noch etwas?«
»Ja, die Frau fürs Leben.«
Bei dieser Antwort ließ ich meinen Blick nicht von ihrem Gesicht. Prompt wurde sie knallrot, machte kehrt und verschwand. Für Scherze dieser Art schien sie nichts übrig zu haben.
Auch ich verließ die Bücherei. Als ich durch den Eingang schritt, war von der Lady nichts zu sehen. Sicherlich hatte sie sich verkrochen.
Draußen traf mich die Hitze wie ein Hammerschlag. Verschwommen schien die Sonne vom Himmel. Um den goldenen Ball hatte sich ein Dunstkreis gebildet, für mich ein Zeichen, daß die Luft immer weiter drückte und es noch schwüler wurde. Am Abend würde es sicherlich ein Gewitter geben.
Ich setzte mich in meinen heißen Wagen und fuhr an. Auf eine Klimaanlage hatte ich damals verzichtet, sie war mir zu teuer gewesen, jetzt trauerte ich ihr nach.
Ich wußte nicht, ob Suko und Shao schon zu Hause waren, hoffte es jedoch, denn überfüllte Freibäder haben beide nicht gern. Gegen siebzehn Uhr erreichte ich schließlich die Tiefgarage, in die ich meinen Bentley lenkte. Sofort fiel mein Blick auf den Platz, wo normalerweise Sukos Harley steht.
Er war leer.
Ziemlich sauer fuhr ich nach oben in meine Wohnung und riß mir dort die Kleidung vom Körper. Ich hatte das Gefühl, eine zweite Haut zu besitzen, so sehr klebte der Schweiß. Unter der Dusche wurde es besser. Erst lauwarm, dann ließ ich eiskaltes Wasser nachströmen. Ich trocknete mich ab, zog andere Sachen an und trank klaren Sprudel. Ich brauchte die Flüssigkeit, zuviel war verlorengegangen.
Mittlerweile war wieder eine halbe Stunde vorbei, von Suko und Shao war weder etwas zu hören noch zu sehen.
Noch einmal schaute ich mir das Bild an. Die Ähnlichkeit war

wirklich frappierend, und ich stellte mir automatisch die Frage, ob Shao in irgendeiner Beziehung zu Amaterasu stand. Eine Antwort fand ich nicht, würde ich auch nicht so schnell finden und griff zur zweiten Flasche, als das Telefon anschlug.

Mit einem »Ja, bitte« meldete ich mich.

Und die Hiobsbotschaft traf mich wie ein Hammerschlag!

***

Die prüden Zeiten waren vorbei!

Das stellten auch Suko und Shao fest, denn die meisten weiblichen Badegäste, die es sich erlauben konnten, hatten ihr Bikini-Oberteil abgenommen und ließen frei schwingen, wie der Chinese so treffend bemerkte und dabei grinste. Shao, sie trug einen weißen Bikini, stieß ihren Freund an.

»Gib nur acht, daß du nicht blind wirst.«

»Wieso?«

»Bei den Ausblicken.«

»Die können es sich leisten, so herumzulaufen.«

Shao blieb stehen. Sie stemmte ihre Arme in die Hüften. »Ach nein, und ich nicht.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gemeint, mein Lieber.«

Bevor Suko noch etwas hinzufügen konnte, hatte die Chinesin schon reagiert. Die Bewegung ihrer Arme waren kaum zu erkennen, und schon hielt sie das winzige Oberteil des Bikinis in den Händen.

»Nun, mein Lieber?«

Suko schluckte. Er lief sogar leicht rot an, und Shao lächelte, denn sie spürte genau, daß einige junge Männer stehengeblieben waren und ihre schlanke Figur bewunderten, die doch an den richtigen Stellen gerundet war. Es tat jeder Frau gut, bei so vielen Konkurrentinnen Beachtung zu finden.

»Jetzt werde ich wirklich blind!« stöhnte der Chinese.

»Dann nichts wie unter die Dusche.«

Shao ließ ihren Freund kurzerhand stehen und lief dorthin, wo die Reihe der Freiduschen aufgebaut war. Eiskalt war das Wasser, das aus den Düsen sprühte. Shao hatte ihr langes Haar unter einer Badekappe versteckt.

Ein dunkelhaariger Playboy-Typ wollte sich mit unter die Dusche drängen, dagegen hatte Suko etwas. Er schob ihn sanft, aber bestimmt auf die Seite.

Suko und Shao standen eng beisammen. Sie genossen die eiskalten Strahlen. Die verschwitzte Haut dankte es ihnen. Nachdem sie sich genügend abgekühlt hatten, ging es ins Wasser. Einen Kopfsprung konnte keiner von ihnen wagen, es war schon zu voll, aber das

Schwimmen auf engem Raum tat trotzdem gut.
Innerhalb des Freibades herrschte ein unwahrscheinliches Geschrei. Ein ständiger Lärmpegel, noch hin und wieder von der blechern klingenden Lautsprecherstimme des Bademeisters unterbrochen.
Auch Suko und Shao gaben sich gelöst. Keiner von ihnen dachte an irgendwelche Dämonen, sie genossen das kühle Wasser und tollten herum wie zwei Kinder. Dabei näherte sich das Unheil unaufhaltsam.
Nach zwanzig Minuten hatten sie keine Lust mehr. Die große Liegewiese an der Südseite des Bads lockte. Hinter der ansteigenden Wiese begann der Wald. Wiese und Wald waren durch einen hohen Zaun getrennt. Das obere Drittel des Zauns bestand aus Stacheldraht. Er sollte Unbefugte daran hindern, das Bad zu betreten.
Suko und seine Freundin fanden noch ein freies Plätzchen. Auch ein wenig schattig, denn der hinter ihnen wachsende Wald filterte einen Teil der Sonnenstrahlen. Eine Decke hatten sie mitgebracht. Shao breitete sie aus, trocknete sich ab und forderte Suko auf, sie einzureiben.
Der Chinese machte sich an die Arbeit.
Neben ihnen hatten sich zwei Teenies breitgemacht. Obwohl es verboten war, ließen sie einen Recorder dudeln und machten Krach für zehn. Bis es einem gewichtigen Familienvater zu bunt wurde und er mit barschen Worten dafür sorgte, daß die Lärmbelästigung aufhörte. Die Ruhe danach tat gut.
Sukos Karatehände konnten sehr zärtlich sein, als er Shao langsam und bedächtig einrieb. Die junge Chinesin stöhnte ein paarmal auf, sie fühlte sich wohl.
»Möchtest du dein letztes Stück auch noch ablegen?« fragte Suko und schob seinen Zeigefinger unter das Gummiband des Höschens.
»Untersteh dich!«
»Wenn schon braun, dann überall.«
»Aber nicht hier.«
»Ihr Wunsch ist mir Befehl, Madame.«
Suko ölte weiter. Zwischendurch flog ihm mal ein leichter Ball an den Kopf oder er wurde durch spielende Kinder angerempelt.
»Okay, es reicht«, sagte Shao und wälzte sich träge auf den Rücken.
Suko bekam wieder einen sehr guten Blick auf ihren Körper und lächelte. Auch der Familienvater schielte rüber. Bei seiner besseren Hälfte kein Wunder, denn sie hatte die kernigen Jahre schon längst hinter sich.
Shao hielt die Augen geschlossen. Sie genoß es, von Suko eingerieben zu werden. Und sie genoß vor allen Dingen die freie Zeit, die den beiden endlich zur Verfügung stand.
Ein Samstag wie aus dem Bilderbuch, nur hätte es noch um einige Grade kühler sein können, wie die Chinesin fand. Mit geschlossenen

Augen tastete sie nach ihrer Sonnenbrille, die ebenfalls auf der Decke lag. Sie setzte sie auf, spürte Sukos Hände auf ihren Oberschenkeln und genoß die Entspannung.

Die Sonne war wieder ein Stück weitergewandert. Der Wald schützte nicht mehr so sehr, und Shao spürte die heißen Strahlen auf ihrem Gesicht.

Sie hatte eigentlich vor, auch mit der Decke ein Stück zu wandern, fand aber nicht die Kraft, sich zu bewegen. Sie war zu träge. Nur kurz hob sie die Hand und schaute auf ihre Haut. Das Öl besaß einen seltsam metallischen Glanz. Die Haut kam Shao graublau vor, es konnte allerdings auch an den dunklen Gläsern der Brille liegen.

Den Mund hatte sie leicht geöffnet. Sie dachte an nichts Böses, auch nicht an den Job, dem Suko nachging, und in dessen Dunstkreis sie zwangsläufig immer wieder geriet. Doch dann wurde sie daran erinnert.

Plötzlich waren Stimmen in ihrem Gehirn. Sie schienen aus unendlicher Ferne zu dringen, und eigentlich war es nur mehr ein helles Brausen, das Shaos Kopf regelrecht ausfüllte. Noch achtete sie nicht weiter darauf, schob es auch auf die Kraft der Sonne, aber als sich das Brausen verdichtete und eine gewisse Form annahm, wurde Shao aufmerksam.

Ja, das war eine Stimme. Sie vernahm sie sogar sehr deutlich, denn sie gehörte einer Frau. Mit Namen stellte sie sich nicht vor, aber Shao hatte das Gefühl, als würde sie die Unbekannte, die da zu ihr sprach, schon sehr lange kennen.

»Hüte dich vor ihm, denn er ist unterwegs zu dir. Ich kann dir nicht helfen, weil ich eine Gefangene bin, aber du bist mein Ebenbild, du siehst so aus wie ich, und wenn er dich tötet, dann hat er auch ein Stück von mir getroffen.«

Shao zeigte sich verwundert. Das Zucken ihrer Lippen deutete es an, mehr nicht. Und auch Suko merkte nichts. Er hatte Shao seinen breiten Rücken zugedreht und beschäftigte sich mit ihren Knien, die er kreisend einrieb. Er wunderte sich nur, daß seine Freundin so ruhig, fast statuenhaft liegenblieb, auch wenn er Stellen berührte, bei denen sie normalerweise zusammengezuckt wäre.

»Wer bist du?«

Shao flüsterte die Worte. So leise, daß Suko sie nicht verstehen konnte.

»Ich will dir meinen Namen nicht nennen, aber du bist diejenige, die aus einer langen, unendlichen langen Ahnengalerie abstammt, deren Urmutter ich war. Du weißt es nicht, vielleicht wirst du es nie mehr wissen oder überhaupt kennenlernen, denn du schwebst in einer großen Gefahr. Deine Vorfahren haben die Abstammung längst vergessen. Sie wußten nicht, woher sie wirklich kamen. Sie stammen

längst nicht aus dem Land der aufgehenden Sonne, wie du immer angenommen hast, aber mit der Sonne hast du etwas zu tun. Hüte dich, hüte dich vor Susanoo, denn er wird kommen, um auch den letzten Sproß der Jahrtausende alten Ahnenreihe zu vernichten.«

»Bin ich das?« fragte Shao.

»Ja, du bist es. Das kommt alles sehr plötzlich, ich gebe es zu. Aber hüte dich, mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

Dann war die Stimme verschwunden, und Shao konzentrierte sich wieder auf Sukos weiche Hände. Sie waren bei ihren Füßen angelangt. Ruckartig setzte sich die Chinesin auf.

Suko wandte den Kopf.

»Was ist los?« wollte er wissen, wobei er die Stirn runzelte.

Shao nahm die dunkle Brille ab und blinzelte verwirrt.

»Ich glaube, ich habe geträumt.«

»Hoffentlich was Gutes.«

»Nein, nein, ein völlig wirres Zeug. Von einer unheimlichen Gefahr, die auf mich zukommt.«

»Wieso?«

»Da war eine Stimme.«

»Was?«

»Ja, zu mir hat eine Stimme gesprochen. Also nicht richtig geredet, sondern mehr geistig, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Kaum.«

»Telekontakt.«

Suko schraubte die Ölflasche zu.

»Jetzt noch mal von vorn«, sagte er. »Was ist da genau geschehen?«

»Also es war so..«

Shao berichtete, was ihr die fremde Stimme mitgeteilt hat.

Suko war natürlich skeptisch. Das zeigte er auch, indem er die Stirn krauste.

»Sie hat mit dir über deine Vorfahren gesprochen?«

»Ja, und daß alles nicht so gewesen sei, wie wir es uns immer vorgestellt haben.«

»Seltsam, sehr seltsam.«

Suko schüttelte den Kopf, als könnte er nicht begreifen.

Shao kreuzte plötzlich die Arme vor der Brust. Über die Haut rann ein Schauer.

»Du, ich habe Angst, Suko. Wirkliche Angst, das mit der Stimme war doch nicht normal. Nein, das kann ich nicht glauben. Suko, da steckt etwas dahinter.«

»Möglich.«

Der Chinese stand auf. »Nur was?«

»Eine Gefahr aus der Vergangenheit. Und zwar aus der alten Vergangenheit, die aber jetzt zuschlägt.«

»Nicht nur vielleicht. Geträumt habe ich nicht. Das war eine Warnung.« Shao schüttelte sich.

»Laß uns lieber gehen.«

»Glaubst du, daß hier etwas passiert?«

»Weiß ich nicht, aber ich habe Angst.«

»Okay, gehen wir.«

Suko bückte sich, um die Decke einzurollen, die Shao bereits verlassen hatte. Plötzlich schrie die Chinesin auf. Sofort spritzte Suko hoch.

Seine Freundin stand auf dem Fleck und hatte den rechten Arm ausgestreckt. Mit der Spitze des Zeigefingers deutete sie auf den Wald, der hinter dem Zaun begann.

Auch Suko schaute hin, und die in der Nähe lagernden Menschen ebenfalls. Es war gewaltig. Eine düstere Wolke hatte die Sonne verdeckt und saugte ihre Strahlen auf. In der Wolke war eine schreckliche Gestalt zu sehen.

Ein grünhäutiger Flügelmensch mit mächtigen Schwingen, knallroten Augen und einem gewaltigen Schwert in der Hand. Die Gestalt interessierte Suko nicht besonders. Etwas anderes war wichtiger, die Waffe, die er in seiner Rechten hielt. Das furchtbare Schwert, dessen Klinge absolut tödlich war.

Suko kannte das Schwert, er hatte zwar noch nie damit gekämpft, aber er hatte mit ansehen müssen, wie Tokata damit umging. Ja, es war Tokatas Erbe. Das Schwert, das eigentlich hätte auf der Insel des Schweigens liegen müssen, und nun hielt es ein gefährlicher Dämon in der Hand, und seine Absicht war klar.

Plötzlich verstand Suko auch seine Shao. Sie hatte die Stimme gehört, jemand hatte sie gewarnt, leider zu spät, die Gefahr war bereits nah. Zu nahe…

Weit hatte der Unheimliche seine Flügel ausgebreitet. Sie besaßen eine fast so große Spannweite wie die des Eisernen Engels. Unheimlich anzusehen, hell und dunkel schimmernd und auch von dem Grün des Körpers abstechend.

Sekundenlang standen die Menschen da und starrten die Gestalt an. Niemand war in der Lage, auch nur ein Wort hervorzubringen, zu sehr hatte der Anblick die Menschen geschockt. Es war nicht nur ungewöhnlich, sondern unheimlich, daß dieses Monstrum aus einer Wolke hervor auftauchte und sich mit rasender Geschwindigkeit dem Erdboden näherte.

In einer schrägen Linie suchte es sein Ziel, und das war nun mal das Schwimmbad! Selten hatte sich Suko einer herbeieilenden Gefahr so hilflos gegenüber gefühlt, denn er besaß keinerlei Waffen. Natürlich nahm er ins Freibad keine Dämonenpeitsche mit, auch keine Beretta oder seinen von Buddha ererbten Stab. Er konnte sich nur auf seine

Fäuste verlassen.

Shao klammerte sich an ihn. Suko spürte ihre feuchten Ölhände auf seiner Haut, er selbst hatte die Hände geballt, stand breitbeinig da, mit auf den Boden gestemmten Füßen.

»Laß uns fliehen!« flüsterte Shao in sein Ohr.

»Komm, wir müssen hier weg!«

Suko rührte sich nicht. Er wußte, daß eine Flucht keinen Sinn hatte, der andere war immer schneller als sie. Ein fliegender Mensch würde sie mit Leichtigkeit einholen. Das sagte er auch Shao.

Die anderen Menschen hatten sich von ihrer ersten Überraschung erholt. Sie schrien, machten die noch auf dem Boden Liegenden aufmerksam, so daß innerhalb von Windeseile Bewegung in die auf der Wiese lagernden Menschen kam. Sie spritzten hoch, ließen alles liegen und stehen und dachten nur an die Flucht.

Wie schnell sich eine Panik ausbreiten konnte, das war in diesem Freibad zu merken. Keinen hielt es mehr auf dem Platz, und auch aus den drei großen Becken strömten die Menschen, die auf die Umkleidekabinen zuhetzten.

Nur Shao und Suko blieben stehen. Der Chinese und seine Freundin wußten, daß ihnen allein dieser gefährliche Angriff galt.

Wenn sie zusammen mit den anderen geflohen wären, dann hätten sie Unschuldige in Gefahr gebracht, die mit dem Angriff aus dem Unsichtbaren überhaupt nichts zu tun hatten.

Und Susanoo kam. Wild schwang er das Erbe des Samurais Tokata. Er bewies, daß er mit dessen Schwert umgehen konnte, die lange, blanke Klinge blitzte im Licht der sengenden Sonnenstrahlen und kam Suko vor wie ein Richtschwert, das ihm bald den Schädel abtrennen würde. Als der Dämon seine Flügel bewegte, vernahm der Chinese ein gewaltiges Brausen.

Es war wie ein Sturmwind, der auch ihn erfaßt hatte und die beiden Chinesen in eine Wolke aus Staub einhüllte.

Dann hörten sie das Lachen und eine gewaltige hämische Stimme, die brüllte: »Amaterasu habe ich nicht bekommen, der Weg zu ihr ist mir verschlossen, aber dich, die du aussiehst wie die Sonnengöttin und einer unendlich langen Ahnenreihe entstammst, dich werde ich an ihrer Stelle nehmen und dich in mein großes Reich führen.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er bereits über den beiden war. Sie sahen ihn in der Staubwolke, und sie sahen sein gefährliches Schwert, dessen Klinge genau zwischen die beiden wies und plötzlich nach unten fuhr.

Suko wußte nicht, ob Shao oder er getötet werden sollten, er tat aber alles, um dies zu verhindern. Shao bekam von ihm einen Stoß, der sie nach links wegkatapultierte. Schattenhaft sah der Chinese, wie sie ihre Arme hochriß, dann berührte auch er den Boden, rollte sich

katzengewandt ab, um sofort wieder auf die Beine zu schwingen.
Susanoo kümmerte sich um Shao. Er hatte sie fallen sehen, stellte seine beiden Flügel hoch und unterbrach seinen rasanten Flug. Von einem Augenblick zum anderen ging er in ein sanfteres Gleiten über, so daß der Dämon landen konnte und Shao, die noch immer am Boden lag, mit einer Hand zu packen bekam.
Wuchtig riß er sie hoch. Shaos Körper wurde gestreckt, die Chinesin stemmte sich gegen den Griff, sie schrie lauthals, das jedoch kümmerte den Dämon nicht.
Er wollte sein Opfer und hatte es auch.
Plötzlich verlor Shao den Kontakt mit dem Boden. Ihre Füße schwebten über der Erde, und das war genau der Moment, in dem Suko eingriff. Mit einem wahren Panthersatz hechtete er nach vorn und auf die beiden zu. Die Arme hatte er ausgestreckt, seine Hände waren gespreizt, er wollte Shao den Klauen des anderen entreißen.
Der Chinese streckte seinen Körper. Er nahm fast Stromlinienform an, die Muskeln spannten sich, als würden sie jeden Augenblick explodieren. Und Suko schaffte es.
Bevor der Dämon seine Freundin vollends in die Höhe reißen konnte, hatte die rechte Hand des Chinesen schon zugegriffen, und es gelang ihm, Shaos linken Knöchel zu umfassen. Er wollte sie den Krallen des Dämons entreißen, doch er dachte nicht mehr an das Öl, mit dem er Shao zuvor noch eingerieben hatte. Die Faust konnte er noch schließen, nur gelang es ihm nicht mehr, Shao festzuhalten. Der Chinese rutschte einfach ab, und er fiel abermals zu Boden, während Susanoo mit seinem Opfer freie Bahn hatte.
Als Suko aus seiner liegenden Stellung heraus mit einem gewaltigen Sprung auf die Füße kam, da hörte er das grollende Lachen des entschwindenden Dämons.
»Ich habe mein Pfand!« brüllte er. »Ich habe die, die von Amaterasu abstammt!«
Und er lachte wieder dröhnend, während er sich noch höher in die Luft schraubte, wobei er die angststarre Shao mit sich zog.
Suko kam auf die Füße. Er stand da als Verzweifelter. Tränen näßten seinen Blick. Die hilflose Wut, die Angst um Shao, das Wissen, nicht mehr eingreifen zu können, all dies brachte ihn fast um den Verstand.
»Shaaaooo!« brüllte er den Namen seiner Freundin, wobei sich seine Stimme überschlug.
Vielleicht hörte Shao ihn, vielleicht auch nicht, Völlig apathisch lag sie auf den Armen des geflügelten Wesens, der sie sogar nur mit einer Hand festhielt, während Shaos Arme nach unten baumelten und die Spitzen der Finger auf den Erdboden zeigten.
Das Schwert hielt Susanoo in der linken Hand, es zeigte nach unten. Für Suko sah es so aus, als würde sie die Brust seiner geliebten Shao

durchbohren…

***

Ich umklammerte den Telefonhörer so hart wie ein Holzhacker den Stiel seiner Axt. Schweigend hörte ich mir an, was Suko zu berichten hatte, und ich merkte, wie mein Blut in Wallung geriet. Sukos Stimme entnahm ich, wie fertig er war. Einfach abgeschlafft, am Ende, und ich konnte ihn gut verstehen.

Ich hörte seine Worte. Sie erzeugten in meinem Kopf ein Rauschen, wobei ich nicht einmal viel verstehen konnte. Suko hatte nichts mehr zuzusetzen, er war am Ende.

»In welch einem Freibad steckst du?« fragte ich ihn.

Tonlos sagte er mir den Namen.

»Okay, halte die Stellung, ich komme rüber. Wie sieht es mit Waffen aus?«

»Ich habe keine mitgenommen.«

Das hatte ich mir gedacht. Mir wäre es nicht anders ergangen, Suko war da kein Vorwurf zu machen.

Schnell legte ich auf und öffnete mit dem Zweitschlüssel Sukos Wohnung. Wo der Chinese seine Waffen aufbewahrte, das wußte ich. Es war kein Problem, Dämonenpeitsche, Beretta und Stab zu finden. Rasch nahm ich die Dinge an mich, während mir 1000 Gedanken gleichzeitig durch den Kopf schossen.

Einer jedoch kristallisierte sich immer wieder heraus. Welche Verbindung bestand zwischen Shao und der Sonnengöttin? Deutlich war die Ähnlichkeit zu sehen, doch Shao war Chinesin, und die Sonnengöttin stammte aus Japan. Aber was wußte ich schon von diesen uralten Kulturen, die sich vielleicht im Laufe der Zeit vermischt hatten, wo Völker für die gleichen Götter nur verschiedene Namen hatten. Ich hatte einen Dämon als Ahnherrn in meinem Stammbaum gefunden, warum sollte es Shao nicht ebenfalls so ergehen?

Möglich war alles, und ich hatte mich im Laufe der Jahre schon an die unheimlichsten, unwahrscheinlichsten Dinge gewöhnt. Warum nicht auch daran?

Ich suchte ebenfalls meine Waffen zusammen. Nur mit der Beretta loszuziehen, das wollte ich auch nicht. Sogar ein leichtes Jackett zog ich mir über, dann fuhr ich nach unten in die Tiefgarage.

Durch den frühabendlichen Verkehr kämpfte ich mich bis zum Freibad durch. Da gab es zwar einige Parkplätze, doch alle waren belegt. Ich stellte den Silbergrauen kurzerhand auf dem Parkplatz ab, der ansonsten nur Motor- und Fahrrädern vorbehalten war.

Mit langen Schritten eilte ich auf den Eingang zu. Die Stimmen, die mir entgegenschallten, klangen anders als sonst. Nicht so fröhlich, wild und kreischend. Eher ängstlich und noch immer unter dem

Schock des eben Erlebten stehend.

Ein Ordner wollte mich aufhalten. Ich zeigte ihm meinen Ausweis, konnte passieren, und mir fielen sofort die drei Polizeiwagen auf, die nahe den Schwimmbecken standen. Durch ein Tor waren sie auf die Wiesen gefahren.

Die Beamten waren nicht zu beneiden. Sie mußten Protokolle aufnehmen, aber das war bei dem Stimmenwirrwarr so gut wie unmöglich. Da redete jeder etwas anderes, auch dem Bademeister gelang es nicht, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Der Einsatzleiter kannte mich. Er winkte mir zu, während ich einen Ring von Neugierigen durchbrach.

»Das ist ein Fall für Sie, Sir«, sagte er, als er mir die Hand reichte.

»Wieso?«

Er hob die Schultern.

»Hören Sie sich mal die Erklärungen der Leute an. Da kann man das Gefühl bekommen, man wäre in Star Wars, dritter Teil.« Er schüttelte den Kopf. »Unwahrscheinlich, was hier gelaufen sein soll.«

»Und was ist tatsächlich gelaufen?« wollte ich wissen.

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Schwaches Bild, mein Lieber, aber lassen wir das. Haben Sie meinen Kollegen Suko gesehen?«

»Den Chinesen?« fragte der Bademeister, der sich in unsere Nähe gemogelt hatte.

»Genau den.«

»Er wollte allein sein, hat sich in eine der Umkleidekabinen zurückgezogen, der Mann ist mit den Nerven am Ende. Kein Wunder«, fügte er noch hinzu.

Da gab ich ihm recht. Shao war vor Sukos Augen entführt worden. Ich konnte mir den Zorn über seine Hilflosigkeit gut vorstellen und erkundigte mich, wo die Kabinen lagen. Der Bademeister deutete auf einen flachen Bau, der wie eine Kaserne aussah.

»Dort werden Sie ihn sicherlich finden.«

Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken und machte mich auf die Socken.

In dem langen schmalen Haus war es furchtbar schwül. Es roch nach Schweiß und nasser Kleidung. Im Sammelsaal befanden sich noch einige Kinder, die sich hastig umzogen. Suko entdeckte ich nicht.

Durch eine Schwingtür gelangte ich in einen Gang, der zu beiden Seiten Türen aufwies. Dahinter lagen die Einzelkabinen. Ich rief Sukos Namen. Der Chinese antwortete mir.

Ich stieß die Tür zur zweiten Kabine auf und sah Suko auf eine Holzpritsche sinken. Den Kopf hatte er gesenkt, das Kinn in die Hände gestützt. Über ihm fiel durch eine schmale, glaslose Öffnung ein handbreiter Lichtstreifen und malte ein helles Muster auf den Kopf des

Chinesen. Ich schloß die Tür.

»He, Alter«, sagte ich und tippte Suko auf die Schulter.

Müde hob er den Kopf. »Du bist es.«

»Wer sonst?«

»Danke, daß du gekommen bist.«

»War doch selbstverständlich.«

»Das sagst du so einfach. Schließlich bin ich ein Versager und nicht in der Lage, meine Freundin zu schützen.«

Ich nahm neben ihm auf der Bank Platz.

»Nun mach mal einen Punkt, Alter. Mir wäre es auch nicht anders ergangen. Und das ist keine leere Phrase, wenn ich das sage.«

»Möglich«, erwiderte der Chinese tonlos.

»Alles durchaus möglich. Nur vergißt du eins. Ich habe einen großen Fehler gemacht und bin ohne Waffen in das Freibad gegangen.«

»Glaubst du denn, daß ich welche mitgenommen hätte?«

»Aber wir müssen immer auf alles gefaßt sein«, rief Suko und schlug sich auf die Schenkel. »Jetzt haben wir die Quittung bekommen. Und das ist hart.«

»Wie ist diese ganze Sache eigentlich passiert?« wollte ich von meinem Freund wissen.

Suko berichtete mit sparsamen Worten. Er schmückte nichts aus, vor allen Dingen kritisierte er seine Leistung und machte sich immer wieder Vorwürfe. Selbstverständlich wußte ich sofort Bescheid, als Suko mir den Dämon beschrieb.

Das war Susanoo, davon biß keine Maus den Faden ab. Er hatte nicht nur auf dem Jahrmarkt zugeschlagen, sondern auch im Freibad. Mein Freund wunderte sich, daß ich den Namen und den Dämon kannte.

Jetzt war es an mir, meine Erlebnisse zum besten zu geben. So etwas wie harter Wille blitzte in den Augen meines Freundes. Er ballte die Hände.

»Dann hat es die andere Seite nicht nur auf mich abgesehen…«

»Nein, ich bin auch betroffen.«

»Und es geht nur um das Schwert.«

»Zum einen.«

»Wie meinst du das, John?«

Ich legte die Hände gegeneinander. »Über die Verteilung der Rollen bin ich mir noch nicht genau im klaren. Ich bekomme Shao nicht in das Rätsel hinein. Sie ist nach wie vor die große Unbekannte.«

»Für mich nicht. Man hat mir doch erklärt, daß sie von der Sonnengöttin abstammt.«

»Ich kann das nicht glauben«, erwiderte ich und schüttelte demonstrativ den Kopf. »Es wäre ein wenig viel des Guten. Glenda hat eine Hexe im Stammbaum gehabt, bei mir stimmte auch etwas mit einem Ahnherrn nicht, und jetzt soll Shao, die Chinesin, von einer

japanischen Sonnengöttin abstammen.«
»Das ist doch möglich.«
Ich blickte Suko direkt ins Gesicht und sah den Schmerz darin eingegraben.
»Natürlich ist das möglich. Alles ist möglich, da sage ich auch nichts, aber daß es irgendwie das gesamte Sinclair-Team treffen soll, will mir nicht in den Kopf.«
»Wer weiß schon, wie die Mythologien entstanden sind«, philosophierte Suko mit trauriger Stimme. »Ich jedenfalls nicht. Und vielleicht hat es früher mal eine Mythologie für zwei Völker gegeben. Chinesen und Japaner, da stand dann die Sonnengöttin Amaterasu so ziemlich mit an der Spitze.«
»Du kannst es glauben oder auch nicht. Wir müssen uns mit den Tatsachen abfinden, und die sehen trübe aus. Shao ist verschwunden, und keiner von uns weiß wohin?«
»Der hat sie in eine andere Dimension geschafft«, sagte Suko.
»Sicher. Aber in welche?« Da waren wir beide überfragt.
Ich reichte meinem Freund die Hand und zog ihn von der Pritsche. Suko sah aus, als könnte er sich kaum auf den Beinen halten. Ich verstand meinen Freund und fühlte innerlich mit. Er mußte in diesen Minuten unheimlich viel durchmachen. Ein geliebter Mensch war eiskalt gekidnappt worden. Was das bedeutete, das hatte auch ich erlebt, denn vor nicht allzu langer Zeit war es mir ähnlich ergangen mit Jane Collins.
Auch da hatte das Schicksal eiskalt zugeschlagen. Der Geist des Rippers war in den Körper der Detektivin gefahren, hatte sie zum Bösen bekehrt, und so etwas nutzte Wikka, die Oberhexe, immer aus. Sie war ständig auf der Suche nach Dienerinnen, nun hatte sie in Jane Collins eine neue gefunden. Die Detektivin wehrte sich auch nicht dagegen, sie ließ es geschehen, daß Wikka sie in diesen Reigen mit einbezog.
Ich hatte damals ähnliches durchgemacht wie Suko heute. Am Boden zerstört war ich gewesen, völlig down; regelrecht abgeschlafft, wie man immer sagt, und es hatte tatsächlich Tage gedauert, bis ich den Schock einigermaßen überwand. Gefunden hatte ich Jane noch nicht.
Nach wie vor trieb sie sich mit Wikka irgendwo herum und wurde von ihr wahrscheinlich noch tiefer in die höllische Magie der Hexenkunst eingeweiht.
Jetzt erging es Suko ähnlich, wobei ich mich zu fragen begann, ob es überhaupt gut war, daß wir uns bei unserem Job näher an eine weibliche Person banden.
An der Tür war der Chinese stehengeblieben. Er trug noch immer seine Badekleidung.
»Die Frage ist, was wir jetzt machen sollen?« murmelte er.

»Wie holen wir Shao zurück?«
»Zieh dich erst einmal an«, sagte ich.
Auch bei der Hitze hatte Suko auf seine Motorradkluft nicht verzichtet. Seine und Shaos Sachen lagen, wohlgeordnet auf der Bank. Er streifte sie über. Ich packte mir Shaos Kleidung über den Arm, um sie in meinem Bentley mitzunehmen.
»Kannst du überhaupt fahren?« wandte ich mich an meinen Freund.
»Und wie.« Suko stieß die beiden Worte knirschend hervor.
Für mich ein Beweis, daß er den ersten Schmerz so langsam überwand. Was es noch an polizeilichen Dingen zu regeln gab, besprach ich mit den Beamten. Viel war es nicht. Wenn Fragen auftauchten, sollte man mich beim Yard anrufen.
Dann gingen wir.

***

Im Wagen herrschte eine Backofenhitze. Der Schweiß brach mir prompt aus allen Poren, und irgendwie hatte ich keine Lust, überhaupt zu fahren. Ich überwand den inneren Schweinehund und startete. Suko hängte sich an mein Heck.
Zwei deprimierte Geisterjäger fuhren durch London. Zwei Männer, die bisher der Hölle getrotzt hatten und jetzt mehr als ratlos waren. Wir setzten uns in meiner Wohnung zusammen und beratschlagten. Mir kam die Idee mit Sukos Vettern.
»Du kennst doch Land und Leute«, sagte ich. »Kannst du da nichts machen? Hast du keinen Bekannten, der sich in der Mythologie des alten Japan auskennt?«
Suko zeigte mir ein flaches Grinsen.
»Du meinst meine zahlreichen Vettern, John?«
»Genau.«
»Das sind alles Chinesen«, erwiderte er. »Und wie du sicherlich weißt, haben sich Japaner und Chinesen nie sehr gut verstanden, die haben oft gegeneinander Kriege geführt, den Tatsachen müssen wir ins Auge sehen. Ich glaube kaum, daß wir bei meinen Vettern etwas erreichen können.«
»Wer hilft uns dann weiter?«
Suko schnippte mit den Fingern.
»Ich hab's«, sagte er plötzlich.
Mein gespannter Blick traf sein Gesicht.
»Los, raus mit der Sprache.«
»Erinnere dich an die japanische Botschaft. Bevor wir auf die Insel des Schweigens fuhren, hat man uns in die Botschaft geholt, um einiges klarzustellen. Vielleicht können wir dort etwas erfahren. Das wäre doch sicherlich möglich.«
Ich legte meine Stirn in Falten und schabte mit dem Daumennagel

über die Haare im Nacken.
»Gar nicht so schlecht gedacht. Zumindest sollten wir einmal anrufen.«
Die Nummer suchte ich mir aus dem Telefonbuch. Ich war sicher, daß man sich in der Botschaft noch gut an uns erinnerte. Schließlich hatten wir den Japanern schon manchen Gefallen getan. An Mr. Tagshi konnte ich mich nicht mehr wenden. Ihn hatte der Pfeil eines Goldenen getroffen, als wir uns damals mit ihm unterhielten. Doch es gab sicherlich noch andere Botschaftsangehörige, die über uns und unsere Arbeit Bescheid wußten.
Es dauerte eine Weile, bis ich einen kompetenten Menschen an die Strippe bekam. Ein Hin und Her war es. Schließlich wurde ich sehr höflich begrüßt, und man erkundigte sich nach meinen Wünschen. Auf eine blumenreiche Erklärung verzichtete ich, faßte mich so knapp wie möglich und war überrascht, als ich ein leises Schnaufen vernahm.
»Was ist?« fragte ich den Mann, der sich mir als Mr. Ozaku vorgestellt hatte.
»Die Sonnengöttin, sagen Sie?«
»Ja und ihr Bruder Susanoo.«
Nach einer Weile des überraschten Schweigens bekam ich erst eine Antwort.
»Mr. Sinclair, mit diesen Dingen scherzt man nicht. Die sollte man im Dunkel der Vergangenheit begraben lassen.«
»Mir ist auch nicht nach irgendwelchen Scherzen zumute, Mr. Ozaku, aber hier geht es um Menschenleben, und daß wir keine Spinner sind, müßte sich eigentlich herumgesprochen haben. Ich will von Ihnen klare Antworten. Kennen Sie irgendeinen Menschen hier in London, der sich mit der Mythologie Ihres Landes beschäftigt hat und auch über die einzelnen Zusammenhänge Bescheid weiß?«
»Da müßte ich überlegen.«
»Dauert es lange?«
Er verstand und sagte: »Ich rufe Sie zurück.«
»Wir warten.«
Als ich den Hörer auflegte, sprang Suko hoch.
»Was hat er gesagt?«
»Er muß sich erst umhören.«
Mein Partner verzog das Gesicht. Kurz nur, dann wanderte er wieder durch die Wohnung. Auf und ab ging er. Sein Blick flog in die Runde. Jeder Zentimeter hier erinnerte ihn an Shao. Alles war auf sie getrimmt, jedes Möbelstück schien ihren Atem auszustoßen, so jedenfalls kam es Suko vor.
Von seiner chinesischen Gelassenheit war nicht mehr viel zu spüren. Auch Suko war nur ein Mensch, und er hatte sehr an seiner Freundin Shao gehangen.

»Kann denn der Goldene nichts machen?« fragte er schließlich.
»Nein, ich habe dir doch erzählt, wie er reagiert. Ihm geht es nur um seinen Vorteil. Wir Menschen interessieren ihn überhaupt nicht. Er will nur Tokatas Schwert, das ich ihm besorgen soll, weil die Dimension des Susanoo für ihn verschlossen ist.«
»Vielleicht ist das die einzige Möglichkeit, um Shao zurückzubekommen«, sagte Suko.
»Ich will es nicht hoffen.«
Suko ging in die Küche und holte sich etwas zu trinken. Mir hatte er auch eine Flasche mitgebracht. Ich war noch dabei, Mineralwasser in ein Glas zu schenken, als das Telefon anschlug. Sukos Hand zuckte zum Hörer, doch ich war schneller.
Es war Ozaku, der Mann aus der Botschaft. Und er hatte relativ günstige Nachrichten für uns.
»Ich habe mich herumgehört, Mr. Sinclair, und ich habe dabei auch einiges über Sie erfahren. Entschuldigen Sie, aber ich wußte nicht genau, wie sehr Sie uns verbunden sind. Deshalb möchten wir Ihnen auch helfen. Es gibt tatsächlich jemand, der sich in der japanischen Mythologie auskennt. Der Mann heißt Ganasaro, ist Professor für japanische Geschichte und lehrt an der hiesigen Universität. Er hat sich stark mit der Mythologie unseres Landes beschäftigt.«
»Und wo können wir ihn finden?«
»Ich habe mir bereits die Freiheit genommen und Sie avisiert. Er erwartet Sie und wird Sie in jeder Hinsicht unterstützen.«
Ich bekam noch die Anschrift.
»Ich danke Ihnen sehr, Mr. Ozaku.«
»Für Freunde sind wir immer da«, lautete die schlichte Antwort.
Aufatmend ließ ich den Hörer auf die Gabel sinken. Ein feines Lächeln stahl sich in meine Mundwinkel, das natürlich auch von Suko bemerkt wurde.
»Du hast Erfolg gehabt?«
»Das ist zuviel gesagt, aber wir sind zumindest einen Schritt nähergekommen. Der Mann heißt Ganasaro und lehrt an der hiesigen Uni japanische Geschichte. Ihn werden wir besuchen.«
»Und seine Adresse?«
»Habe ich auch.«
Suko schaute mich an.
»Worauf warten wir dann noch?«

***

Der japanische Dozent hatte sich ein kleines Haus im Stadtteil Brompton gemietet. Er wohnte in der Pont Street, nicht weit von der St. Columba's Church entfernt.
Das Haus war klein. Es lag neben einem Supermarkt und schien von

ihm fast erdrückt zu werden. Wir fanden einen Parkplatz schräg auf dem Gehsteig, schritten durch einen kleinen Vorgarten und mußten die Stufen einer Treppe hochsteigen, um an die Haustür zu gelangen.

Dr. Ganasaro hatte uns bereits gesehen und öffnete die Tür. Er lächelte uns an, verbeugte sich und bat uns, sein bescheidenes Heim zu betreten. Das Haus war klein, europäisch eingerichtet, bis auf ein Zimmer, in das uns der Mann führte.

Es zeigte den japanischen Stil, ein Stück Heimat, und wir zogen, wie auch unser Gastgeber, die Schuhe aus. Auf Sitzkissen konnten wir Platz nehmen. Tee stand bereit, und bevor wir unser Anliegen vortrugen, tranken wir erst einmal. Eine Zeremonie, gegen die ich bestimmt nichts hatte, aber in diesem Fall brannte uns die Zeit unter den Nägeln.

Ich hatte Muße, mir den Mann zu betrachten. Er trug europäische Kleidung, einen hellen Sommeranzug, der ihm eigentlich zu weit war, denn seinen Körper konnte man als schmächtig bezeichnen. Das Haar war glatt gescheitelt, das Gesicht wirkte noch jung, obwohl der Mann mindestens 60 Jahre hinter sich hatte. Die klugen Augen forschten in unseren Gesichtern, und er lächelte, als er seine Teetasse wegstellte.

»Ich sehe es Ihnen an, daß Sie es eilig haben. Das Problem scheint schwerwiegend zu sein.«

»Das ist es auch«, gab ich zu.

»Dann bitte.«

Ich setzte mich auf dem Kissen ein wenig bequemer hin und begann mit meinem Bericht. Mit Suko war abgesprochen worden, daß zuerst ich redete, dann kam er an die Reihe. Wir wollten chronologisch vorgehen.

In Dr. Ganasaro fanden wir einen stummen, aber sehr aufmerksamen Zuhörer. Ein paarmal bewegte er nickend den Kopf, wenn ich von besonders brisanten Szenen berichtete. Der Mann schien zu verstehen, und er würde uns auch nicht auslachen, das war sicher.

Nach mir erzählte Suko. Er hielt sich wie ich genau an die Tatsachen und schmückte auch nichts aus. Als mein Partner seinen Bericht beendet hatte, neigte der Wissenschaftler seinen Kopf.

»Es ist schlimm«, murmelte er. »Sehr schlimm, sogar. Ich hätte nicht gedacht, daß sich die Voraussetzungen so schnell erfüllen würden.«

»Wie meinen Sie das, Doktor?« fragte ich.

»Der Bruderkrieg ist in vollem Gange; Susanoo hat es nie überwunden, daß er von Amaterasu zum Schluß doch noch besiegt wurde, denn man hat sie mit einem Spiegel aus der Dunkelwelt hervorgeholt und ihren Bruder verstoßen.«

»Dann ist ja alles klar«, rief ich.

»Wenn Amaterasu…«

»Es ist unhöflich, einem Gast ins Wort zu fallen«, sagte der Japaner,

»aber in diesem Fall muß ich mich über die Konventionen hinwegsetzen. Auch Amaterasu hat nicht mehr die Macht wie vor Tausenden von Jahren. Sie sitzt in ihrem Reich und kommt nicht mehr heraus. Es ist zwar das Reich der aufgehenden Sonne, für sie gleichzeitig auch ein Goldener Käfig. Was der Bruder wünscht, läßt sich mit wenigen Worten umschreiben. Eine Umkehrung des Ganzen. Amaterasu soll wieder in die Dunkelheit gestoßen werden, damit er ans Licht gelangt. Das ist eigentlich alles.«

»Kann die Sonnengöttin gegen ihren Bruder nichts unternehmen?« fragte Suko.

»Nein.«

»Haben auch wir keine Möglichkeit?«

Da wiegte der Wissenschaftler den Kopf. »Man müßte Susanoo zwingen, seine Geisel wieder herauszugeben.«

»Und so etwas kann klappen?« Suko schaute Dr. Ganasaro hoffnungsvoll an.

»Durch eine Beschwörung.«

Jetzt war es heraus, und wir mußten die Antwort erst einmal verdauen. Suko und ich nickten.

»Das ist wirklich eine Chance«, murmelte ich und hatte Angst vor der nächsten Frage.

»Können Sie die Beschwörung durchführen?«

»Unter Umständen.«

»Was gibt es für Hindernisse?« Suko hatte gesprochen. Er saß wie auf glühenden Kohlen.

»Ich kann die Beschwörung nicht sofort durchführen«, erklärte er.

»Dazu brauche ich Platz und auch Zeit.«

Er räusperte sich. »Zudem muß sie erfolgen, wenn der erste Sonnenstrahl das Dunkel der Nacht erhellt, also in den Morgenstunden, und der Sonnenstrahl muß auf eine bestimmte Fläche fallen.«

»Eine große Fläche?«

»Ja, denn ich muß Zeichen aufmalen, und ich darf durch äußere Einflüsse nicht gestört werden, da ich diese geheimnisvollen Zeichen nur in Trance aufmalen kann.«

Das war schwierig. Wo konnten wir die Beschwörung nur durchführen? Ich blickte Suko an. Man merkte, wie er fieberhaft nachdachte, aber auch zu keinem Ergebnis kam.

»Und wie groß muß die Fläche sein?« wollte ich von dem Wissenschaftler wissen.

»Zumindest größer als dieses Zimmer«, erklärte er. »Sogar viel größer, wenn Sie verstehen.«

»Und sie muß außerhalb eines Raumes durchgeführt werden?«

»So ist es, Mr. Sinclair.«

Ich hatte die Fragen bewußt gestellt, denn ich wollte auf Nummer Sicher gehen.
»Siehst du eine Möglichkeit?« fragte Suko.
»Ja, mein Lieber, ich sehe sie. Es ist eigentlich ganz einfach, man muß nur darauf kommen. Der Garten der Conollys. Er müßte groß genug sein, und er liegt auch so, daß er von einem ersten Sonnenstrahl berührt wird.«
Suko schlug sich auf die Schenkel. »John, diese Idee ist fantastisch. Das muß klappen!«
Der Meinung war ich auch. Mit dem Wissenschaftler sprach ich darüber. Auch er war der Ansicht, daß mein Vorschlag in die Tat umgesetzt werden konnte.
»Darf ich mal telefonieren?« fragte ich und stand schon auf.
»Bitte!«
Ich rief Bill an. Er wußte noch nichts von unseren neuen Problemen. In Stichworten berichtete ich ihm, was mit Shao geschehen war und daß es unter Umständen eine Rettung gab.
»Wie?«
»Könnt ihr euren Garten zur Verfügung stellen?«
»Ja, aber..«
»Hör genau zu, Bill. Was ich dir jetzt sage, ist mein voller Ernst.«
Ich redete lange mit dem Reporter, und er hatte für unsere Probleme natürlich Verständnis. Bill und auch Sheila wollten alles tun, damit wir zu einem Erfolg kamen. Als ich den Hörer auflegte und mich umdrehte, schauten mich die anderen gespannt an.
»Es wird gehen«, sagte ich.
»Bei den Conollys ist alles klar.«
»Dann dürfen wir keine Zeit mehr verlieren«, sagte Dr. Ganasaro, »denn ich muß einige Vorbereitungen treffen. Ob die Beschwörung allerdings klappt, kann ich Ihnen nicht versprechen.«

***

Wir hatten eine schlimme Nacht hinter uns. Das heißt, die Nacht war noch gar nicht beendet. Drei Stunden nach Mitternacht, bald würde die Sonne aufgehen. Keiner von uns hatte ein Auge zugetan, wir waren dem Wissenschaftler bei seiner Arbeit behilflich gewesen und hatten eine große Rasenfläche als ein magisches Zentrum ausgebaut.
Begonnen hatte es mit einem Kreis. Er sollte das Symbol der Sonne darstellen. Der Kreis bestand aus seltsam bleichen Stöcken, die mich in ihrer Farbe an Knochen erinnerten, es aber nicht waren, sondern behandelte Kirschblütenzweige. Was damit geschehen war, wollte der Doktor nicht sagen, überhaupt verhielt er sich sehr schweigsam und teilte von seiner Magie keinem etwas mit.
Er war ein sehr in sich gekehrter Mensch und nur mit seiner Arbeit

beschäftigt. Nachdem der Kreis gezogen war, nahm er eine Tabelle zur Hand und schaute dort nach. Ich konnte einen Blick über seine Schulter erhaschen, aber nichts lesen, denn die japanische Schrift beherrschte ich nicht.

»Wir müssen ihn einteilen, in zwölf Segmente.«

»Tierkreiszeichen?« fragte ich.

»Ja.«

Die japanischen Tierkreiszeichen stimmen mit denen unserer Astrologen nicht überein. Für sie gab es Hunde, Katzen und Ratten, während wir an Wassermann, Waage oder Zwillinge glaubten.

Er nahm sich sehr viel Zeit bei der Arbeit, ließ sich von uns auch nicht stören und traf seine Vorbereitungen äußerst exakt. Noch hatte sich die Atmosphäre nicht verändert. Es war nichts Unheimliches oder Fremdes zu spüren, nur die Luft drückte schwer. Sie war noch schlimmer geworden, das so lang ersehnte Gewitter und die Kühlung danach war ausgeblieben, statt dessen hatte es am Abend ein paar Tropfen geregnet. Natürlich verdunstete das Wasser nur schlecht, die Feuchtigkeit in der Luft nahm zu, Schwaden hatten sich gebildet, die dünn über den Boden krochen. Das Atmen fiel uns schwer. Von einem Luftholen konnte kaum die Rede sein, man hatte das Gefühl, als würde Wasserdampf die Lungen ausfüllen.

Wir standen auf der Terrasse und störten den großen Meister nicht.

Er hatte sein Jackett ausgezogen. Weiß leuchtete das Hemd. Auf eine Beleuchtung hatte er verzichtet, das Licht würde ihn stören.

Neben mir stand Nadine, der Wolf. Der kleine Johnny schlief längst, und ich kraulte das Fell seiner Beschützerin. Das Tier hatte uns unwahrscheinlich geholfen.

Wäre ihr Angstschrei nicht in die Dimensionen des Schreckens vorgestoßen und dort gehört worden, und zwar von dem richtigen, hätte es für Johnny und mich wohl kaum eine Rettung gegeben.

Der äußere Kreis und auch die astrologischen Symbole waren aufgebaut worden. Nur in der Mitte hatte der Japaner einen kleinen Kreis freigelassen. Was damit geschehen sollte, wußten wir nicht, konnten uns allerdings vorstellen, daß er eine große Bedeutung besaß.

Dr. Ganasaro schaute sich sein Werk noch einmal an und kam dann auf uns zu. Er bat um einen Schluck Wasser. Sheila gab es ihm.

Auf dem Tisch neben uns standen zahlreiche Flaschen und Gläser. Der Wissenschaftler trank in langen Zügen. Er schloß dabei die Augen und ließ sich Zeit, das Glas zu leeren. Als er es absetzte, umspielte ein feines Lächeln die Lippen.

»Der äußere Ring ist jetzt fertig«, erklärte er.

»Und was ist mit dem kleinen Kreis?« fragte ich.

Dr. Ganasaro hob die Augenbrauen.

»Er ist der wichtigste überhaupt«, erklärte er uns.

»Um ihn auszufüllen, braucht man die Geduld und die Weisheit der Zeiten. Ich hoffe, beides zu haben.«

Für uns sprach er in Rätseln, und ich erkundigte mich danach, ob er die Beschwörung schon einmal durchgeführt hatte. Eine Weile schaute er uns nur an. Der Japaner ließ sich Zeit mit der Antwort, bis er den Kopf schüttelte.

»Dann ist es das erste Mal?« erkundigte ich mich überrascht.

»Ja.«

Ich bemerkte, wie Suko zusammenzuckte. Seine Gefühle konnte ich durchaus begreifen. Der Chinese hatte Angst, daß die Beschwörung nicht klappen und sich ins Gegenteil umkehren würde. Wenn das eintrat, war alles verloren, und Shao würden wir wohl kaum wiedersehen.

»Sie wissen genau, wie man es macht?« hakte ich sicherheitshalber noch einmal nach.

»Ja, ich habe mich gut vorbereiten können und mich zudem jahrelang mit der Mythologie beschäftigt.«

»Und doch bleibt ein Risiko«, warf Bill Conolly ein.

»Wo gibt es das nicht, frage ich Sie?« Da hatte er auch wieder recht.

Nur kam es hier wirklich auf jede Kleinigkeit an, denn wie der Professor selbst erwähnte, war die Beschwörung nicht wiederholbar. Wenigstens nicht in so kurzer Zeit, wie wir es bei einem mißglückten Versuch gern gehabt hätten.

»Wann geht die Sonne auf?« fragte der Japaner.

Bill, Suko und auch ich schauten auf die Uhren. Fast gleichzeitig kamen unsere Antworten. »In einer halben Stunde.«

»Gut, dann darf ich jetzt keine Zeit mehr verlieren.«

Er sagte das mehr zu sich selbst, doch die nächsten Worte waren für uns gedacht.

»Zudem möchte ich Sie bitten bei dem schwierigsten und wichtigsten Teil der Beschwörung sich völlig still zu verhalten. Ich darf nicht gestört werden, egal, was geschieht. Versprechen Sie mir das?«

Wir nickten.

»Denn sonst könnten Sie auch mich in eine tödliche Gefahr bringen.«

Obwohl uns wohl eine Frage auf der Zunge brannte, stellten wir sie nicht. Wir wollten den Professor nicht unnötig quälen, er sollte in Ruhe seine Arbeit verrichten können, bei der wir nur Statisten waren.

Die Wölfin hielt sich erstaunlich ruhig. An meiner Seite war sie zusammengesunken. Hin und wieder blickte ich sie an, sah ihre Augen und erkannte darin den Ausdruck, den ich auch bei der lebenden Nadine immer gesehen hatte.

Gewaltsam mußte ich die Erinnerung unterdrücken.

Der Japaner bewegte sich an uns vorbei. Er ging dorthin, wo seine schmalen Aktentasche stand, die er aus seiner Wohnung

mitgenommen hatte. Noch war sie verschlossen, er bückte sich, drückte den Verschluß und klappte den Deckel hoch. Aus dem Innern der Tasche holte er vier Gefäße. Sie bestanden aus Ton, hatten eine schalenartige Form und waren jeweils mit einem Deckel verschlossen. Auf jedem Deckel sahen wir japanische Schriftzeichen, die keiner von uns entziffern konnte.

Vom Tisch nahm der Professor ein Tablett und stellte die Schalen darauf. Dr. Ganasaro schaute auf die Deckel und breitete seine Hände darüber aus. Dann begann er zu sprechen.

»In diesen Schalen befinden sich die vier Grundelemente in stilisierter Form. Feuer, Wasser, Luft und Erde. Damit hat alles begonnen. Es waren und sind auch noch heute die elementarsten Dinge, die vier, die überhaupt das Leben darstellen und es vernichten können. Ich hoffe, daß sich bei der Beschwörung die vier Elementargeister auf meine Seite stellen und das Böse vernichten werden. Versprechen kann ich es nicht.«

Er nahm das Tablett mit den vier Schalen und näherte sich dem großen Kreis. Mit gemessenen Schritten trat er hinein und blieb neben dem kleinen Kreis in der Mitte stehen. Dort fiel er auf die Knie nieder und baute die Schalen um den Kreis herum auf.

Er drehte kurz den Kopf und gab uns ein Zeichen. Wir verstanden und gingen auf ihn zu. Nur Sheila und die Wölfin blieben zurück.

Neben dem knienden Dr. Ganasaro blieben wir stehen und schauten auf die jetzt geöffneten Schalen. In einer brannte das Feuer. Eine blasse, bläulich schimmernde Flamme.

In der nächsten Schale befand sich die Erde. Schwarzbraun war sie anzusehen und ein wenig zusammengeklumpt.

»Es ist Erde von der Insel des Schweigens«, erklärte uns der Professor. »Denn diese Insel ist eine der ältesten auf der Welt.«

Die nächste Schale. Wasser befand sich darin. Die Oberfläche wirkte wie ein glatter Spiegel. Wenn ich sie mir anschaute, hatte ich das Gefühl, tief in die Erde sehen zu können.

»Wasser ist Susanoos Element. Es kann Leben bringen, aber auch töten«, klärte uns der Japaner auf.

Blieb noch eine Schale. Die mit der Luft. Ich blickte hinein und sah sie leer.

»Sie werden sich vielleicht wundern«, sprach der Professor mit leiser Stimme. »Aber diese Schale ist trotzdem gefüllt, denn hier hat der Luftgeist Kamikaze seine Spuren hinterlassen.«

»Ich kenne ihn«, sagte ich rauh.

Überrascht schaute mich Dr. Ganasaro an.

»Woher?«

»Ich habe ihn erlebt, und ich mußte damals eine gefährliche Mutprobe bestehen.«[6]

»Dann hoffe ich, daß er dich Mutigen nicht vergessen hat«, erwiderte der Wissenschaftler salbungsvoll.

Das hoffte ich auch.

Mit einer Handbewegung bedeutete uns der Professor, den Kreis zu verlassen. Wir gingen wieder zurück, wo uns Sheila mit starrem Gesicht erwartete. Dr. Ganasaro folgte.

Für eine Weile blieb er neben uns stehen und schaute auf seine Tasche. Dann bückte er sich und holte etwas hervor, das mich an einen Spiegel erinnerte, und zwar an einen runden Rasierspiegel, wie man ihn früher immer hatte. Er hielt den Spiegel so vorsichtig in der Hand, als konnte er leicht zerbrechen und als wäre er kostbarer als ein Edelstein.

»Was ist das?« fragte ich.

»Sie haben sich bestimmt schon Gedanken darüber gemacht, aber dies hier ist in der Tat ein Spiegel. Ein schwarzer Spiegel, in dem sich der Geist des Dämons Susanoo fangen soll. Wenn ich ihn in den kleinen Kreis hineinlege, der genau die Ausmaße des Spiegels besitzt, und der Sonnenstrahl auf ihn fällt, so wird die schwarze Fläche verschwinden und einer strahlend hellen Platz machen, die den Dämon durch ihr Licht bannt. Vorausgesetzt natürlich, daß mich die vier Elementargeister nicht im Stich lassen.«

Wir starrten den Mann an, der diese großen Worte so gelassen aussprach. Zum erstenmal war ich einigermaßen davon überzeugt, daß er es schaffen würde. Auch Suko dachte ähnlich, dies konnte ich an seinem Gesicht ablesen.

»Ich werde versuchen, den ersten Strahl der Sonne einzufangen, um durch ihn den Dämon zu zwingen, seine Geisel wieder freizugeben. Er darf sie nicht behalten. Ich fühle mich hier als der Vertreter der Sonnengöttin Amaterasu. In ihrem Namen werde ich die Beschwörung durchführen und hoffen, daß die Zeichen der Zeit von Susanoo erkannt werden. Er schafft es nicht mehr, sich den Kräften des Lichts zu widersetzen, denn er ist in dieser Welt längst nicht so stark wie in seiner Dimension. Nur um eins möchte ich Sie bitten: Keine Störung, es wäre dann alles umsonst…«

Er nahm uns das Versprechen mit den Augen ab, und wir ließen ihn gehen.

Ich schaute hoch zum Himmel. Er hatte die Schwärze der Nacht bereits verloren, zeigte jetzt ein helleres Grau, das die Dunkelheit vertrieb und sich immer weiter ausbreitete. Bald würde es einen breiten Streifen bilden, aus oder hinter dem dann der grelle Sonnenball explodierte, um einen neuen Tag anzukündigen.

Es war nicht still. Auch die Vögel hatten bemerkt, daß die Nacht den Kampf wieder einmal verlor, und sie stimmten bereits ihr fröhliches Konzert an.

Noch lag der Garten im Dunkeln. Wir konnten nicht bis zum Ende des Grundstücks schauen, wo die Tannen standen und sich die Schatten zusammenballten, so daß wir an düstere Inseln erinnert wurden. Dieser Garten hatte es in sich. Sogar ein Ghoul hatte sich hier einmal versteckt gehabt, ein schlimmes Abenteuer, in das auch der kleine Johnny mit hineingerissen worden war.

Ich war nervös, und meinen Freunden erging es nicht anders.

Sheila hatte bei der Beschwörung nicht mit dabei sein wollen. Sie war ins Haus gegangen, sehr leise, so daß wir nicht einmal das Schlagen der Tür vernahmen.

Suko, Bill und ich waren in diesen Augenblicken nur Statisten. Das Schicksal einer Frau lag jetzt in den Händen eines einzigen Mannes, der einen finsteren Dämon beschwören und ihn zwingen wollte, ein wertvolles Pfand herauszugeben. Konnte er es schaffen?

Klein, beinahe schmächtig wirkte der Mann, der ein so großes Wissen in sich vereinigte. Er bewegte sich lautlos auf den großen Kreis zu, übertrat den äußeren Ring und näherte sich dem kleinen Kreis, umgeben von den zwölf schmalen Dreiecken der Tierkreiszeichen und vor sich die Schalen mit den vier Grundelementen.

Was wir hier gleich erleben würden, war eine uralte, kaum zu begreifende Magie. Vielleicht waren wir sogar die ersten Nicht-Japaner, die dies sahen, und irgendwie betrachtete ich es als Ehre, dabei sein zu dürfen.

Jetzt kniete er sich nieder. Der Professor hatte die Stellung eingenommen, die es uns ermöglichte, ihn anzuschauen. Blaß, beinahe fahl leuchtete sein Gesicht. Den Spiegel hielt er mit beiden Händen vorsichtig am Rand umfaßt, und seine Finger schwebten für einen Moment über dem kleinen Kreis. Würde der Spiegel passen? Er mußte es, denn wenn die magischen Riten nicht eingehalten wurden, war alles vorbei.

Der Schweiß tropfte mir von der Stirn, die Feuchtigkeit und die Schwüle hatten sich noch verstärkt, aber nicht sie allein trieben mir den Schweiß aus den Poren, es war auch die gewaltige, innere Spannung, die daran die Schuld trug. Mit dem gekrümmten Zeigefinger wischte ich über meine Augen.

Neben mir hauchte Bill: »Mensch, John, wenn das mal gutgeht.«

Der Reporter bekam von mir keine Antwort, denn die Tätigkeit des Professors faszinierte mich. Er mußte sich unter einem ungeheuren Streß befinden, es war außerordentlich schwer, die Bewegungen langsam durchzuführen und sie zu kontrollieren, denn der schwarze Spiegel mußte genau passen. Dann lag er auf dem Boden. Und er paßte!

Bis zu den Rändern hin füllte er den Kreis völlig aus. Dr. Ganasaro hatte keinen Fehler begangen. Er richtete sich auf, allerdings nur den

Oberkörper, die Beine blieben in geknickter Haltung auf dem Boden, und diese Stellung behielt er bei. Ein wenig drehte er sich, wandte uns jetzt schräg den Rücken zu, damit die schwarze Spiegelfläche frei zur aufgehenden Sonne hin lag.

Wir bewegten uns zur Seite, so daß wir den Spiegel im Blickfeld behalten konnten. Alle drei standen wir vor der großen Wohnzimmerscheibe. Stumm und starr wie Soldaten aus Zinn, und wir lauerten auf die große Beschwörung.

Der Wissenschaftler legte seine Hände flach auf die geknickten Oberschenkel. Noch einmal konzentrierte er sich, dann hob er den Kopf, richtete seinen Blick zum Himmel und begann mit seiner Beschwörung…

***

Wir hatten alles auf eine Karte gesetzt. Wenn Dr. Ganasaro versagte, gab es auch für Shao keine Rückkehr mehr. Und ich hoffte, daß sie als Lebende zurückkehrte…

Die Stimme des Professors klang leise. Monoton wäre der richtige Begriff gewesen. Ich hatte schon des öfteren Japaner miteinander sprechen hören, konnte allerdings nie verstehen, was sie sagten.

Hier erging es mir ebenso. Dr. Ganasaro redete in seiner Heimatsprache, doch ich verstand nur »Bahnhof«.

Einmal sahen wir, wie sein Körper zuckte. Er schien sich aufrichten zu wollen, sackte jedoch im nächsten Augenblick wieder zusammen, und seine Stimme wurde noch langsamer, noch monotoner. Für uns ein Beweis, daß er sich selbst in Trance versetzt hatte.

Mein Blick glitt während seiner Worte automatisch hoch zum Himmel, wo das Grau der Dämmerung heller geworden war und sich immer weiter vorschob. Bald mußten die ersten Sonnenstrahlen innerhalb dieser düsteren Wand explodieren, einer von ihnen sollte auch in den Garten und auf den Spiegel fallen. Konnten wir das schaffen? Ich betete, ich zitterte, und ich dachte in diesen Minuten nur an unseren Sieg, den wir erringen mußten.

Die Vögel waren verstummt. Sie schienen gemerkt zu haben, daß etwas nicht stimmte. Für sie war der Garten jetzt eine Insel, die sie nicht betreten durften.

Und dann reagierten die vier Elemente. Zuerst sah ich das Wasser. Es hatte sich erwärmt, kochte, und Tropfen wurden aus der Schale geschleudert.

Gleichzeitig meldete sich auch der Wind. Vielleicht war sogar Kamikaze da, denn wir alle spürten den eiskalten Luftzug auf unseren Gesichtern, der in Sekundenschnelle den Schweiß trocknete, durch den Garten wischte und die Blätter an den Sträuchern und Büschen bewegte.

Das Feuer puffte hoch. Eine blaurote Flamme stieg wie eine Säule aus der Schale und sah aus wie ein schmaler, hoher Finger, der in den nachtdunklen Himmel stoßen wollte. Der Körper des Professors warf im Widerschein der Flamme einen seltsam verzerrten Schatten, und nur die Erde in der letzten Schale reagierte nicht so, wie es vielleicht sein sollte, jedenfalls konnten wir nichts erkennen.

Gefährliche Stimmen wisperten in unserer Nähe. Sie kamen aus dem Unsichtbaren, wir sahen die Geister nicht, aber wir hörten sie raunen und flüstern. Dr. Ganasaro sprach noch immer. Durch nichts ließ er sich ablenken, denn auch die Reaktion der Geister konnte ihn in seiner Tätigkeit nicht stören. Er rechnete damit, hatte sie einkalkuliert und führte die Beschwörung fort.

Die Zeit wurde uns lang. Wann endlich erschien der erste Sonnenstrahl? Abermals richtete sich mein Blick der langsam herbeischwebenden Dämmerung entgegen. Zeigte das Grau an seinem oberen Rand nicht schon einen helleren Streifen? Hatte sich dort eventuell die Sonne versteckt? Ich hielt den Atem an. Mich interessierte nur noch der Himmel. Nie im Leben hatte ich bisher so auf einen Sonnenaufgang gelauert. Er mußte doch kommen…

Er kam.

»Da!« Es war sogar Suko, der das Wort zischend ausstieß, und im nächsten Moment erlebten wir die ersten Strahlen einer grellen Sommersonne…

***

Es war keine plötzliche Explosion, wie man sie in den Tropen erlebt, die Sonne schob sich eher schüchtern über die graue Wolkenbank, färbte die graue Dämmerung jetzt rötlichgelb und kroch über den Rand wie ein strahlendes Ungeheuer, das sich durch nichts aufhalten ließ.

Dann die ersten Strahlen. Am liebsten hätte ich sie mit Freudenschreien begrüßt. Sie waren zwar noch blaß, wirkten ein wenig schüchtern, aber sie waren da und fielen auf die Erde. Die junge Helligkeit erfüllte den Garten der Conollys, fiel in den großen Kreis und erfaßte den Spiegel.

In diesem Augenblick verstummte Dr. Ganasaro. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, alles weitere überließ er den Kräften, die er durch seine Beschwörung aus einer finsteren Welt herbeigerufen hatte. Sie und die Kräfte des Lichts trafen sich, hinzu kamen die Elementargeister, die den Vorgang beschleunigen sollten.

Auf einmal schien der Spiegel in Flammen zu stehen. Er strahlte so hell, daß wir geblendet die Augen schlossen, und im Unterbewußtsein glaubte ich ein Klirren zu hören. Es war jedoch ein Irrtum.

Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich den Spiegel an seinem

Platz. Verändert allerdings! Die schwarze Fläche war verschwunden. Sie hatte einem grellen, strahlenden Weiß Platz gemacht, das mich in seiner Stärke an die Leuchtkraft einer Halogenlampe erinnerte. Ein gewaltiger Strahl fuhr aus dem Spiegel senkrecht in den noch immer düsteren Himmel hinein, wo er praktisch ein Loch in das Grau bohrte und in der Unendlichkeit verschwand.

»Susanoo!« schrie er.

»Susanoo, du finsterer Geist aus den Tiefen des schwarzen Gewässers, du verfluchter Dämon, der die Sonnengöttin vom Thron gestoßen hat, zeige dich und stell dich zum Kampf, denn die Kräfte des Lichts sind ausgefahren, um dich herbeizuholen, damit die Finsternis gelöscht wird.«

Er rief die Worte in unserer Sprache, und wir hofften, daß der Mann Erfolg hatte. Wenn er kam und sich uns zeigte, dann mußte es innerhalb des Strahls passieren, davon waren wir fest überzeugt, denn Suko, Bill und ich ließen den Strahl nicht aus den Augen.

Und dort, wo er im Grau der Unendlichkeit endete, da tat sich etwas. Eine Gestalt erschien, eine Wolke, riesig, gewaltig, trotz dieser weiten Entfernung erkannten wir dies, und unsere Augen weiteten sich in panischem Entsetzen, als wir sahen, was dort auf uns niederfahren wollte.

Es war eine Wasserwand!

***

Alles, ja, sie würde alles verschlingen, das war uns längst klar. Diese Wand brachte das Grauen, die Vernichtung, das Chaos. Nicht umsonst war Susanoo Gebieter über das Wasser, und aus seiner Dimension schickte er die schrecklichen Fluten.

Inmitten der gewaltigen Wand aus Wasser sahen wir ihn. Er hob sich deutlich ab, hatte seine Flügel ausgebreitet und stieß in der gleichen Geschwindigkeit hinab wie das Wasser. Ich warf einen blitzschnellen Blick auf Bill Conolly, weil ich seine Bewegung gespürt hatte.

»Verdammt, John, das schaffen wir nicht!« schrie er.

»Nein, das…«

Er wollte weglaufen, doch ich war schneller. Mein Arm stieß vor, die Hand griff zu wie die Klaue eines Vogels, und ich riß den Reporter zurück, denn ich dachte daran, was uns der Professor gesagt hatte. Auf keinen Fall wegbewegen, was immer auch geschah. Daran wollten wir uns halten. Jetzt durfte nichts mehr passieren, sonst war alles umsonst.

Und Bill blieb.

Auch Suko stand gebannt auf dem Fleck. Verzerrt war sein Gesicht. Er empfand wahrscheinlich das gleiche wie wir alle, ihn hielt es kaum auf dem Fleck, aber er riß sich zusammen. Natürlich waren wir nicht

die einzigen, die diese gewaltige Wasserwand bemerkt hatten. Sie war auch dem Professor aufgefallen, der inmitten seines Kreises kniete, den Blick zum Himmel gerichtet hielt, wobei sein Gesicht, das fahl leuchtete, eingefroren zu sein schien.

Dann drang eine krächzende Beschwörung aus seinem Mund. Laute, die ich noch nie im Leben gehört hatte, die aber für die Elementargeister gedacht waren, denn sie begannen sich zu vereinigen und kämpften gegen Susanoo, den Mächtigen. Zuerst war es das Feuer, das in den Himmel stieg, zu einer Flammenspur wurde und hineindrang in die alles vernichtende Wasserwand. Sie stieß wie ein glühendes Schwert durch die Flüssigkeit. Gewaltige Dampfwolken entstanden, die von einem plötzlichen Orkan erfaßt und zur Seite geweht wurden.

Zwei Magien bekämpften sich. Noch stand es unentschieden, noch hielt die starke Magie der Erdelemente die andere zurück, und aus dem Spiegel drang weiterhin der Strahl wie ein Fanal der Hoffnung.

»Gib sie frei!« brüllte Dr. Ganasaro mit Stentorstimme.

»Gib deine Geisel frei, oder die vier, die schon waren, als du noch nicht warst, werden dich vernichten!«

»Shaaaooo!«

Der Schrei drang aus Sukos Mund. Er hatte seine Freundin gesehen, die auf den Armen des Monstrums Susanoo ruhte und wie eine leblose Puppe aussah. Suko hielt nichts mehr auf dem Fleck. Er hatte die Warnung des andern vergessen und stürmte vor.

Seinen Stab, mit dem er die Zeit anhalten konnte, hielt er fest umklammert, er war bereit, ihn einzusetzen. Normalerweise hätte ich nichts dagegen gehabt, der Stab hatte uns oft genug gerettet, doch heute war es etwas anderes. Wenn Suko das bewußte Wort schrie, konnte er alles zerstören. Ich hatte die Befürchtung, daß eine dritte Magie die beiden anderen aufhob.

Mit einem fast schon artistischen Sprung stieß ich mich ab, flog auf Sukos ungedeckten Rücken zu und rammte ihn, als wäre ich ein Stück Eisen. Damit hatte mein Freund nicht gerechnet.

Er verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden, und ich riß ihm mit einem Griff den Stab aus seiner rechten Hand. Suko schaute mich an. War es Zorn, Wut oder Angst? All das vereinigte sich in seinem Blick, so saß ich hastig zurücksprang, denn ich wollte nicht, daß er mich erreichte.

Da schnellte Suko hoch. »Gib ihn her!«

Seine Stimme hörte sich an wie das Knurren eines Raubtieres!

»Nein!«

»Gib ihn!« er brüllte es, und seine rechte Hand stieß dabei zur Waffe.

In diesen Augenblicken wußte Suko nicht, was er tat. Da war er nicht mehr Herr über sich selbst. Ich aber wußte es genau, holte weit aus

und schleuderte den Stab über den Kopf des Chinesen hinweg, bis er irgendwo im Gebüsch landete. Für Suko unerreichbar!

Suko drehte sich wie ein Kreisel. Er hatte nicht genau mitbekommen, wohin der Stab geflogen war, aber er wollte ihn holen.

»Nein, nicht!« schrie ich ihn wieder an, packte seine Schulter und schleuderte ihn herum.

Aus der Unendlichkeit war die gewaltige Wasserwand gekommen. Und sie verdeckte fast den gesamten Himmel. Unser Sichtbereich war eingeschränkt, wir sahen nur diese grünlich schimmernde Wand, in die der helle Strahl hineinfuhr und Susanoo bannte.

Er bewegte sich nicht mehr. Wie ein Denkmal kam er uns vor, und er hob jetzt seinen rechten Arm. Wir sahen Tokatas Schwert. Eine schlimme Ahnung überkam uns alle drei, als wir die Bewegung mitverfolgten.

Wenn jemand so das Schwert anhebt, dann zu dem Zweck, damit zu töten. Auch Suko verstand die Bewegung. Seine Lippen formten Shaos Namen. Zu hören war es nicht. Zu entsetzt stand der Chinese vor diesem schrecklichen Bild.

Aus eigener Kraft konnte Shao sich nicht retten…

***

Dr. Ganasaro versuchte alles! Er hatte diese gefährliche Beschwörung noch nie in seinem Leben durchgeführt, aber durch die alten Schriften wußte er von der Gefahr, der er sich damit aussetzte.

Es konnte durchaus möglich sein, daß sich die Beschwörung ins Gegenteil umkehrte und Susanoo die Kraft der Erdgeister vernichtete. Deshalb rief er noch einmal die alten, längst vergessenen Worte aus den Büchern der Tempelweisheit, und er versuchte, das Böse zu bannen.

»Amaterasu, Göttin des Lichts, Sonnenkönigin, überwinde dich selbst, komm aus deinem Reich und zerstöre das, was unser Leben nehmen will.«

Der Mann hatte geschrien, seine Stimme hocherhoben. Die Gesichtszüge waren maskenhaft starr, die Magie der Erdgeister hüllte ihn ein, und er erlebte, wie die Geister der vier Elemente noch einmal Kraft holten, um Susanoo zu vernichten.

Die Flamme fauchte höher, der Wind wurde wieder zum Sturm, aber das alles nutzte nichts mehr, denn auch der aus dem Spiegel steigende Strahl konnte Susanoo nicht bannen. Er bannte nur seinen schrecklichsten Helfer, das Wasser. Und er zog sein Schwert.

»Nein, du darfst sie nicht töten! Ich befehle es dir!«

Der Schrei des Japaners gellte auf.

Ganasaro streckte seinen rechten Arm aus, die Hand wurde zum Pfeil, sie drang in den Strahl ein, und in diesem Augenblick, als der

Kontakt zwischen dem Dämon und dem Menschen hergestellt war, griff eine andere ein.
Amaterasu!
Keiner sah sie, aber ihr Handeln war wie eine Explosion.
Etwa dort, wo sich Susanoo befand, da wurde der Strahl zu einem unwahrscheinlich hellen Lichtbündel, plötzlich entstand eine rote Sonne, die gleiche Sonne, wie sie auch auf dem Fächer zu sehen war, und sie war so grell und stechend, daß sie alles andere überdeckte.
Auch den Dämon!
In Millionen von Blitzen schien er zu zergehen. Er brüllte urwelthaft auf, daß ein gewaltiges Krachen ertönte, Dampf zischte auf, die unheimliche Wasserwand wurde zurückgetrieben und verschwand in der Unendlichkeit der Dimensionen.
Innerhalb des Strahls aber schwebte ein fast nackter Frauenkörper.
Shao!
Und die Gesetze der Schwerkraft wurden diesmal nicht aufgehoben.
Shao fiel.
Aber da waren die Geister der Elemente, die sie auffingen, ihren Fall verlangsamten und für eine sanfte Landung sorgten. Shao fiel in die Mitte des großen Kreises, und sie begrub die Spiegelscherben unter sich.
Am Himmel aber stand plötzlich eine herrliche Morgensonne, die die Schrecken der Nacht ein für allemal vertrieben hatte…

***

Suko war der glücklichste Mann der Welt. Endlich hatte er seine Shao wieder, auch wenn sie noch in völliger Apathie dalag, sie lebte, und das nur zählte. Der Chinese brachte sie zu Sheila ins Haus.
Wir kümmerten uns nicht darum, sondern standen mit Dr. Ganasaro im Garten.
Der Japaner war völlig erschöpft. Mit zitternden Händen hielt er ein Glas fest, das er langsam leer trank. Dann schaute er Bill und mich an.
»Es ist fast über meine Kräfte gegangen, die Geister der Unendlichkeit zu beschwören. So etwas möchte ich nicht noch einmal machen. Eine falsche Betonung, ein verkehrt ausgesprochenes Wort, und wir wären alle vernichtet worden, denn die Elementargeister hätten sich dann gegen uns gewandt.«
»Was können Sie uns über sie sagen?« fragte ich.
Der Wissenschaftler schüttelte den Kopf.
»Nichts, Mr. Sinclair, gar nichts. Denken Sie einfach daran, daß sie existieren, aber man sollte sie schlafen lassen.«
Wir verstanden.
Und Bill fragte: »Aber was ist mit Tokatas Erbe, dem Schwert?«
Da hob der Japaner die Schultern.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, was mit Susanoo geschehen ist, und ob er sich noch retten konnte. Die Zukunft wird es ergeben. Tun Sie mir einen Gefallen! Wecken Sie nie schlafende Löwen. Es könnte Ihr Ende sein…«

Das wußten wir.

Aber in unserem Job hatten wir oft keine andere Wahl, als, sinnbildlich gesprochen, schlafende Löwen zu wecken. Ich war davon überzeugt, daß Tokatas Erbe noch existierte, nur wünschte ich mir, daß es nie mehr zum Einsatz kommen würde…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 014 »Tokatas Todesspur«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 171 »Die Hexe vom Hyde Park«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 94 »Schreie im Schreckenshaus«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 3 »Achterbahn ins Jenseits«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 189 »Dämonen im Raketencamp«
[6]Siehe John Sinclair Nr. 37 »Panik in Tokio«